

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 81 (1985)

Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

ARTHUR E. IMHOF (Hg.), *Der Mensch und sein Körper. Von der Antike bis heute.* München: Beck 1983. 280 S., 35 Abb.

Die Vielseitigkeit und Widersprüchlichkeit des Körpers legt seine interdisziplinäre und arbeitsteilige wissenschaftliche «Behandlung» nahe. Der Berliner Sozialhistoriker Arthur E. Imhof, der sich schon seit längerem sehr intensiv mit der Körperproblematik beschäftigt, wählte deshalb einen unsystematischen, aber aspektreichen Zugang, der dem Thema voll angemessen erscheint: Er veranstaltete im Wintersemester 1981/82 an der Freien Universität Berlin eine Ringvorlesung, bei der zwölf Wissenschaftler verschiedener Disziplinen ihre Sicht der Körperproblematik vorstellten. Mitwirkende waren Historiker und Soziologen, Pharmazeuten und Mediziner, Völkerkundler und Volkskundler. Die Beiträge zeigen zum einen, dass auch in Berlin (West) die Volkskunde wissenschaftlich mithalten kann, obwohl sie ja bislang noch immer universitär ausgeklammert ist. Heidi Müllers Beitrag über Erhaltung und Wiederherstellung von körperlicher Gesundheit an Hand der Votivbilder des Museums für deutsche Volkskunde ist materialreich und handwerklich einwandfrei konzipiert. Zum anderen lehrt der Band aber auch, dass dieses Thema insgesamt eminent «volkskundlich» ist, anders gesagt, unser Fach sollte sich sputen, in dieser Diskussion kompetent mitzuhalten.

Das würde nicht nur dem Thema dienlich sein, mir scheint, an diesem Beispiel wäre auch die methodische Diskussion über den historischen und den ethnologischen Anteil unseres Faches möglich. Gerade die Frage nach der longue durée, nach den Konstanten in der Geschichte, so misslich diese auch im einzelnen sein mögen, können am Komplex Körper in aller Problematik gestellt werden. An kleinen Beispielen wird deutlich, dass uralte Grenzen, Zusammenhänge, Gegnerschaften, Unterschiede nach wie vor eine Rolle spielen können. Wenn im Kopfnicken noch heute die Grenze zwischen dem griechisch besiedelten Südalitalien und den nördlichen Landesteilen nachzeichnenbar ist, worauf Hans-Peter Dreitzel beiläufig hinweist, warum sollten dann andere, bedeutungsvollere Überreste, die nicht unbedingt an der Oberfläche sichtbar sind, nicht auch eine Rolle spielen?

Der Körper verleugnet Kontinuitäten nicht, aber er ist zugleich das Spannungsfeld, in das zeitgemäße Verhaltenszumutungen immer wieder aufs neue eingeschrieben werden. Das zeigen vor allem die Beiträge des Herausgebers Arthur Imhof, der mit genauen statistischen Angaben fünf Regionen Deutschlands in punkto Sterblichkeit speziell der Kinder vergleicht und neben eindrucksvollem Material auch erste einleuchtende Deutungen beibringt. Es zeigt sich, dass die Wertschätzung des Lebens in manchen Epochen anders aussieht. Vor zu grosser Hoffnung, dass heute gerade eine bessere Zeit ansteht, sei jedoch gewarnt, die heutige massenhafte Verachtung des Lebens, wie sie in mörderischen Waffensystemen sichtbar wird, übersteigt die Kaltblütigkeit früherer Engelmacher bei weitem.

Nach dem geschichtlichen Einstieg in drei Referaten wird das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper in traditionellen Gesellschaften bestimmt. Interessant für unsere Fachdiskussion im engeren Sinn dürfte der Beitrag von Thomas Hauschild sein, der sich mit Parallelerscheinungen zwischen Psychotherapien und magischen Heilbehandlungen auseinandersetzt. Abschliessend analysieren drei Medizingeschichtler die Hygienisierung und Medikalisierung des Alltags in der Neuzeit.

Der heutige Körper bleibt, abgesehen von Dreitzels Bemerkungen, ziemlich ausgeschlossen, viele Fragen, die historisch entfaltet werden, liessen sich auch an die Gegenwart stellen: der Widerspruch zwischen Gesundheits- und Rüstungspolitik, der Körperkult, die Schönheitsbemühungen, die Sportbewegungen, das Bild des Körpers in der gegenwärtigen Medizin usw. Trotz dieses Mangels an Gegenwartsbezügen scheint es methodisch sinnvoll, die Fragen nach dem Leib aus einer gewissen kulturellen oder zeitlichen Distanz heraus zu stellen, um das gegenwärtige Alltagsbewusstsein nicht zu verallgemeinern, sondern zu überprüfen.

Imhof legt in seinem Résumé denn auch Wert auf die Feststellung, «dass zu allen Zeiten unterschiedliche Körpereinstellungen *nebeneinander* bestanden. Einmal hatten die mehr körperfreundlichen das Übergewicht, oder sie hatten es zumindest in bestimmten Gesellschaftsschichten, Berufs- oder Altersgruppen, bei Angehörigen des weiblichen oder männlichen Geschlechts; ein andermal waren die körperfeindlicheren im Aufwind» (S. 263). Woher weht der Wind heute? Der Band lässt hoffen, dass er auch in Zukunft nicht nur aus einer Richtung stürmt.

Kurzum, es finden sich viele Anregungen, die dem Volkskundler auch bei seiner Geistesbeschäftigung helfen können, stets zu registrieren, dass der Mensch zunächst einmal aus Fleisch und Blut besteht.

Utz Jeggle

REGINA ABT-BAECHI: Der Heilige und das Schwein. Zur Versöhnung von Geist und Natur. Eine tiefenpsychologische Untersuchung am Beispiel der Figur des «Schweine-Antoni» oder des Heiligen Antonius des Eremiten. Zürich: Daimon Verlag 1983. 130 S.

Es hat mich als protestantisch Aufgewachsener überrascht zu sehen, wie katholische Gläubige manchmal auf einen ganz bestimmten Heiligen besonders tief bezogen sein können und diesem fast individuell gewählten 'Schutzheiligen' ein Leben lang die Treue halten. Ich habe den Eindruck, dass in diesem Fall meist nicht der Mensch den Heiligen 'wählt', sondern dass er von jenem berufen wird.

Ein analoger Vorgang hat zur Entstehung des vorliegenden kleinen Buches geführt: Die protestantisch erzogene Autorin, Volkskundlerin und Jungsche Analytikerin, hat vom Heiligen Antonius mit dem Kreuz geträumt und diesen Traum ernst genommen. Sie ist seinem Leben, seinen Visionen und seinen ikonographischen Attributen nachgegangen mit der Frage, was dieser Heilige uns Heutigen zu sagen hat. Wie Marie-Louise von Franz in ihrem Vorwort sagt, gehören die christlichen Heiligen zur Reihe jener grossen Persönlichkeiten, die in ihrem Leben «wesentliche Stufen dessen, was C. G. Jung als Individuationsprozess bezeichnet hat, durchlaufen haben». Solche Persönlichkeiten werden über ihren Tod hinaus verehrt und «gleichsam zur lebendigen archetypischen Vorstellung ganzer Völker» (S. 9). Der Heilige Antonius hat sich in seiner Einsamkeit durch seine Teufelsanfechtungen in besonderem Masse mit dem Bösen auseinandersetzen müssen. Es sind ja gerade die Teufels- und Dämonendarstellungen auf seinen Bildern, die ihm – neben den ihm zugesellten Haustieren – das volkstümliche Interesse und die Zuneigung gebracht haben. Regina Abt zeigt, wie aktuell diese Auseinandersetzung mit dem Bösen in unserer Zeit ist, in der wirverständnislos vor dem drohenden Überhandnehmen des Dunklen stehen, trotz all unseres Bemühens um die helle Seite. Sie amplifiziert dann mit reichen Parallelen die weiteren Attribute des Heiligen: das *Feuer* in seinem erleuchtenden und zerstörenden Aspekt; das *Schwein*, dem Antonius (entgegen seiner asketischen Lebensführung) auf den bildhaften Darstellungen liebevoll verbunden ist. Dieser Tatsache verdankt er seine Verehrung als Viehheiliger und Schutzpatron der Schweine, sie impliziert aber in weiterem Sinne neben einem tieferen Verständnis für die Tiere (denen im Unterschied zu den Menschen im Christentum keine Seele zuerkannt wurde, S. 68) auch eine Zuwendung zur Tier- und Instinktnatur im Menschen selber. Diese Seite hat ebenso sehr mit der Triebhaftigkeit, der Körperlichkeit zu tun wie auch mit der Weisheit, dem 'Wissen' der seelischen Natur. In einem besonders schönen Kapitel wird die *Glocke*, ein weiteres Attribut des Heiligen, in den Zusammenhang von Glockenbräuchen und -sagen gestellt und ihre Bedeutung als *vox dei* herausgearbeitet. Diese entspricht in tiefstem Sinne einem Gewissen, das nicht dem äusseren Sittenkodex verpflichtet ist, sondern der inneren Stimme, wie sie aus dem eigenen Seelenhintergrund, dem Selbst, zu vernehmen ist. Interessanterweise ist es in den Sagen ja oft ein Schwein, welchem man zutraut, eine versunkene Glocke wieder aufzuspüren. Mit dem eindrücklichen Kapitel über das *Kreuz* beschliesst die Autorin ihre Schrift; das Kreuz nicht mehr verstanden als Abschreckungsmittel gegen die Dämonen und Teufel, sondern mit Berufung auf C. G. Jungs 'Aion' (Zürich 1951) als Symbol der Vereinigung der Gegensätze, des Ertragens von Hell und Dunkel, Gut und Böse,

diesen Aspekten Gottes. «Das ist das Kreuz, das wir auf uns zu nehmen haben, ohne das es keine Erlösung gibt» (S. 123).

Das Werk will keine volkskundliche Materialsammlung sein. Regina Abt geht, wie auch der einfache Gläubige, mit persönlicher Betroffenheit an den Heiligen heran. Dass die sich daraus ergebende Stellungnahme auch einen subjektiven Aspekt hat, der mit der Persönlichkeit der Autorin eng verknüpft ist, ist erstens unvermeidlich und ihr bewusst (S. 12) und zweitens ein Wagnis, zu dessen Ergebnis ich sie beglückwünschen möchte.

Gotthilf Isler

REVISTA DE ETNOGRAFIA ȘI FOLCLOR 27 (1982) Nr. 1+2, București. 180 S., musikalische Beispiele, französische Zusammenfassungen.

Die hier anzugebende Publikation, herausgegeben vom Institut für ethnologische und dialektologische Forschungen in Bukarest – von 1956 bis 1963 unter dem Titel «Revista de folclor» –, erscheint im Verlag Editura Academiei R. S. România in zwei Lieferungen pro Jahr. Wie schon die vorhergehenden Nummern, ist auch dieses Heft den unterschiedlichsten Gebieten der rumänischen Volkskultur gewidmet: der Ballade, dem lyrischen Volkslied, dem Brauchtum, dem Volkstanz, dem Habitat usw. Den Abschluss bilden, wie bei allen Heften dieser Reihe, kleinere Beiträge und Rezensionen.

Der *Ballade* sind drei Untersuchungen gewidmet, für die *Al. I. Amzulescu*, *A. Fochi* und *Cornelia Călin* zeichnen. Amzulescu bemüht sich, eine Chronologie der Ereignisse in einer sehr seltenen Ballade («Trei crai») zu erstellen, die sich möglicherweise auf ein Jugenderlebnis von Stefan dem Grossen, dem Herrscher der Moldau, bezieht, das sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts ereignet haben könnte. Fochi untersucht die Heldenballade «Iovan Iorgovan», für die er Parallelen in sibirischen, chinesischen und anderen Mythen ausmacht. Călin beschäftigt sich mit der jüngsten Erscheinungsform der Volksballade, dem sogenannten «journal oral».

Das *Volkslied* wird in zwei Arbeiten untersucht. *N. Coatu* stellt Betrachtungen an zum Inventar der Volkslyrik neuer Weltanschauung («avec une nouvelle idéatique»), wohingegen *C. Betea* die «horea lungă» in Săpînța, Kreis Maramureș, untersucht. In diesen Zusammenhang gehört auch – durch einige der hier aufgeworfenen Fragen – die Untersuchung von *I. C. Chitimia*, der unter volkskundlichen Aspekten den Herd («foyer d'ancienne culture roumaine») in der Region Argeș beschreibt.

Zwei weitere Arbeiten des vorliegenden Heftes befassen sich mit dem Habitat: *P. Simionescu* untersucht das städtische Habitat in der Walachei und der Moldau im 18. und 19. Jahrhundert, wobei er sich auf zeitgenössische Dokumente stützt, *M. und V. Bătcă* das Habitat von Olt-Vedea. Geburtsbräuche des Kreises Ialomița werden von *C. Comanici*, Pfingstbräuche aus Vilcele, Kreis Olt, von *I. D. Sterpu* untersucht. (Zu dieser Thematik veröffentlichte zuletzt Gail Kligman die Arbeit: *Căluș. Symbolic Transformation in Romanian Rituel. With a foreword by Mircea Eliade*. Chicago/London: University of Chicago Press 1981. 209 p.)

F. Lázlo veröffentlicht ein Dokument zu Béla Bartók (eine Rundfunkrede über rumänische Volksmusik aus Transsylvanien, die Béla Bartók am 22. Januar 1933 in Frankfurt am Main gehalten hat); *A. Bucsan* verfolgt die Geschichte der rumänischen Volkstanzforschung in der Zeit von 1848 bis 1918.

Beschlossen wird das Heft schliesslich von zwei Aufsätzen, von denen der eine dem 80. Geburtstag von *H. H. Stahl* gewidmet ist, der andere dem ebenfalls 80. Geburtstag von *Ion Chelcea*.

Ion Taloș

RUMÄNISCHE SAGEN UND SAGEN AUS RUMÄNIEN. Hg. und übersetzt von *Felix Karlinger* und *Emanuel Turczynski*. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1982. 206 S., Orts- und Sachregister (Europäische Sagen, XI).

Romanisten zeigen in der Regel leider wenig Interesse für Volksliteratur. Eine besonders erfreuliche Ausnahme ist hier Felix Karlinger, und es wäre nur zu wünschen, dass sein Beispiel Schule mache. Seine kenntnisreichen Veröffentlichungen,

an erster Stelle seine «Einführung in die romanische Volksliteratur, Teil 1: Die romanische Volksprosa» (München 1969) sowie seine zahlreichen Übersetzungen von romanischer Volksliteratur ins Deutsche, stellen eine ganz ausgezeichnete Informationsquelle für Volkskundler aus aller Welt dar.

Die rumänische Folklore beschäftigt Karlinger schon seit den sechziger Jahren; damals gab er, zusammen mit seinem berühmten rumänischen Kollegen Ovidiu Bîrlea, die «Rumänischen Volksmärchen» heraus; in der Folge erschien dann eine Reihe von Untersuchungen und Textausgaben, die ihm den Ruf einbrachten, einer der kompetentesten Forscher und Kenner der rumänischen Folklore zu sein. Seine Zusammenarbeit mit E. Turczynski und I. Lackner erwies sich ebenfalls als äußerst fruchtbar und ertragreich.

Der lange mit Ungeduld erwartete, uns nun vorliegende Band XI der Reihe «Europäische Sagen» von F. Karlinger und E. Turczynski ist der jüngste Beitrag der beiden deutschen Forscher zur internationalen Folkloristik und Romanistik. Verglichen mit älteren Sammlungen rumänischer Volksprosa von den Brüdern Schott, Staufe-Simiginowicz, P. Schullerus (die unerklärlicherweise in der Bibliographie nicht mitaufgeführt sind), Dima oder Karlinger/Bîrlea, hat dieser neue Band den Vorteil, ausschließlich Sagen zu enthalten. Mit seinen 208 Texten (153 Typen) ist er die umfangreichste Sammlung rumänischer Sagen in deutscher Sprache.

In der rumänischen Folklore ist «eine Abgrenzung des literarischen Genres» nicht leicht, weil «die Grenzen literarischer Untergattungen fließender sind», ein Phänomen, das wir auch in der spanischen und portugiesischen Folklore antreffen. Das heißt, «ein grosser Teil von Erzählungen aus der mündlichen Überlieferung enthält sowohl Charakteristika der Sage wie des Märchens».

Die Besonderheiten der rumänischen Sagen erklären sich aus der Stärke der mündlichen Überlieferung sowie aus der Tatsache, dass Rumänien eine «Brücke» zwischen West und Ost, zwischen Nord und Süd» ist, dass die Rumänen das einzige romanische Volk ohne romanische Nachbarschaft sind und dass die rumänische Folklore «die oströmische Kulturtradition am reinsten bewahrt»; aus dieser besonderen Situation erklärt sich der «fast unerschöpfliche Reichtum an Sagenstoffen», wobei die Sage eine «Gestalt- und Formenfülle» besitzt, «die ihresgleichen in Südosteuropa noch nicht gefunden hat».

In der Einführung werden noch weitere wichtige Fragen zur rumänischen Volksage berührt, wie etwa die hier durch Verschmelzung einiger Wandermotive mit lokalen Motiven verwirklichte Synthese, die wichtigsten Epochen in der Entwicklung der Volkssage, die Anreicherung der Sagen mit historischer Realität oder die Verbindung von Sage und Volksballade.

Um die Vielfalt des Sagengutes aus Rumänien zu veranschaulichen, nahmen die Autoren auch Sagen der deutschsprachigen Bevölkerung Rumäniens in ihre Sammlung mit auf, so aus dem Banat, Satu Mare und der Nordmoldau, womit sie den Spuren F. Müllers folgen. Das in dem vorliegenden Band enthaltene Material basiert auf 71 gedruckten Quellen (Sammlungen, die in Rumänien oder im Ausland publiziert wurden); hinzugezogen wurden jedoch außerdem noch vier nicht veröffentlichte Sammlungen, deren reichhaltigste die von Karlinger selbst ist. Einige Texte sind nicht simple Übersetzungen, sondern vielmehr entweder «synthesisierender Text» oder «gestraffte», «gekürzte» oder «bearbeitete» Fassungen. Des Weiteren bevorzugen die Autoren für «verschiedene Figuren, die dem deutschen Sagenschatz mehr oder weniger fremd sind» (z. B. der Teufel, der Fluggeist, die Geister der Toten, das Ungeheuer, der Drache, die Heilige Duminica) «die klaren und umfassenden Interpretationen des rührigen rumänischen Volkskundlers Ovidiu Bîrlea» in der «Mică enciclopedie a poveștilor românești» (București 1976). Obwohl die Autoren sich mit dieser Verfahrensweise vom Übersetzungsprinzip entfernen, ist ihre Art, Probleme zu lösen, ingenios und leistet für alle, die sich mit Sagen befassen, ausgezeichnete Dienste. Sicherlich profitiert die Forschung davon mehr als von Texten, die lediglich einige der vielfältigen Charakteristika und Funktionen jener Dämonen-Gestalten der rumänischen Folklore wiedergeben.

Ion Talos

FELICI MAISSEN: Historia dalla pleiv da Cumbel. Disentis-Mustér: Desertina-Verlag 1983. XII, 264 S., Abb.

Es erstaunt nicht weiter, dass der Verfasser zahlreicher Detailstudien zur politischen und zur Kulturgeschichte Graubündens nun auch eine Monographie über jene Kirchgemeinden vorlegt, in welcher er selbst seit 1968 als Pfarrer amtet. Von besonderem Interesse ist die Geschichte dieser Pfarrei wegen der von 1649 bis 1923 hier installierten Patres der Rätischen Kapuzinermission der römischen Kongregation «Propaganda fide». Cumbel, an der linken Talseite des Lugnez an der Grenze zum reformierten Gebiet um Ilanz gelegen, war in der Gegenreformation von geradezu strategischer Bedeutung, und die italienischen Kapuzinerpatres galten lange als die wirksamsten Verteidiger des alten Glaubens. Sie entwickelten beachtliche Aktivitäten. Erwähnenswert insbesondere, dass im kleinen Cumbel im späten 17. Jahrhundert zwei Werke gedruckt worden sind, welche die religiöse Literatur der Surselva nachhaltig beeinflusst haben, darunter die über tausendseitige «Gliisch sin il candelier invadada», ein Andachts-, Legenden- und Historienbuch von immenser Stofffülle.

Der Rezessent vermisst in der Monographie von Pfarrer F. Maissen die analytische Dimension. Der Charakter des Buches ist chronikalisch-kompilatorisch. Und doch ist es ergiebiger als viele Ortsmonographien, deren Retrospektive oft nostalgisch verklärt ist. Der Autor berichtet nicht nur über Bruderschaften und die Organisation kirchlicher Festtage, sondern auch über den mageren Lohn der Pfarrhaushälterinnen, über die alltägliche Indoktrinationspolitik der Kapuzinerpatres (z.B. wenn es um die Kopfbedeckung der Frauen in der Kirche ging). Man erfährt etwa, dass die Pfarrei zeitweise als Kreditinstitut fungierte und zu welchen Bedingungen ein Sakristan im 19. Jahrhundert angestellt war. Interessante – und vergnügliche! – Lektüre auch die Ausführungen über interkommunale Prozessionen, welche oft in Schlägereien zu enden pflegten und deshalb von seiten der Patres gegen Ende des 19. Jahrhunderts hätten abgeschafft werden wollen. Passiver und aktiver Widerstand («schismatische» Prozessionen ohne Teilnahme der Geistlichkeit) der am Althergebrachten hängenden Kirchgenossen wusste dies zu verhindern.

Dass eine Arbeit über eine surselvische Kirchgemeinde surselvisch publiziert wird, ist aus der Sicht der Rätoromania erfreulich, im Hinblick auf die Rezeption aber ein Handicap.

Peter Egloff

INGEBORG WEBER-KELLERMANN: Frauenleben im 19. Jahrhundert; Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit. München: C. H. Beck 1983, 245 S., 256 Abb., davon 16 in Farbe.

Vom Verlag wird der grossformatige Band als Bild-Lesebuch zur Lebenswelt der Frauen im 19. Jahrhundert angeboten. Damit ist angesprochen, was den Band so angenehm macht, nämlich die geschickte Kombination und Ergänzung von Bildern und Texten als lebendige Dokumente zur theoretisch fundierten Kultur- und Mentalitätsgeschichte der Frauen. Dass es sich um Geschichtsschreibung handelt, macht der Blick ins Inhaltsverzeichnis deutlich, wo sich vier Epochen folgen: Den Anfang machen Empire und Romantik, die den Einstieg ins vergangene Jahrhundert markieren, es folgen die Biedermeier-, dann die Gründerzeit. Anschliessend folgt der «Ausblick auf den Ersten Weltkrieg», der die Übergangszeit in unser Jahrhundert zum Thema hat. Innerhalb jeder dieser Epochen wird nicht «die» Frau beschrieben, sondern es wird nach sozialen Schichten und damit nach Möglichkeiten ganz verschiedener Frauen, das Leben zu gestalten, differenziert. Begonnen wird jeweils mit der führenden Schicht, um dann zur Mittel- und Unterschicht überzuleiten. Schon im Inhaltsverzeichnis wird klar, dass die verschiedenen Schichten ungleich viele Dokumente hinterlassen und ihre Lebensweisen ungleich grossen Einfluss auf folgende Epochen ausgeübt haben. So bilden im ersten Teil die Damen der Aristokratie, im zweiten dann die Bürgerfrauen, im dritten dagegen die Arbeiterinnen jeweils das Hauptkapitel.

Jedes Kapitel wird durch eine kurze, sehr prägnante Schilderung der gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen eingeleitet. Diese nahezu klassische

Methode des historischen Materialismus erlaubt vor allem dem Laien, das geschilderte Leben der Frauen als Ausdruck ihres mehr oder weniger bewussten Lavierens zwischen Zwang und Kreativität nachzusehen und bestenfalls daraus Einsichten für die eigene Lebensgestaltung zu ziehen.

Die grosse Inhaltsfülle bietet Neues und Altbekanntes, letzteres wirkt oft durch die sinnvolle Zusammenstellung ebenfalls neu. Aus der ganzen Fülle können hier nur Einzelheiten erwähnt werden: So etwa das immer wiederkehrende Thema der alleinstehenden Frau, das in anderen Abhandlungen notorisch zu kurz kommt. Als eines der Leitmotive zieht sich die Arbeit durch alle Epochen und Schichten hindurch. Lange Zeit blieb gerade die harte und mühsame Arbeit Frauensache. Technischer Fortschritt und mechanische Erleichterungen fanden hier mit beträchtlicher Verspätung Einzug. Mit zunehmender Verbürgerlichung stand die Hausfrau dem Haushalt wohl noch repräsentativ, nicht aber mehr mitarbeitend vor. Damit sank der Stellenwert der Hausarbeit, und damit einher ging ein Statusverlust der Hausangestellten, der den Klassengegensatz in ein und demselben Hause vertiefte. Auf engstem Raum begegneten sich im bürgerlichen Hauhalt zwei Welten, die unweigerlich in Konflikt geraten mussten. Diese Teilung der Welten lässt sich typisch an der Einrichtung der Hintertreppe und am unterschiedlichen Wohnkomfort von Herrschaften und Dienstleuten ablesen. Eine Tabelle gibt Aufschluss darüber, wer in der Mitte des letzten Jahrhunderts wo einzustufen war: Danach gehörten bloss etwa 5% der Bevölkerung dieser begüterten Oberschicht an, ca. 13% der Bevölkerung bildeten die Mittelschicht. Weitaus die Mehrheit, immer noch über 80% der Bevölkerung, muss zur damaligen Unterschicht gezählt werden.

Typisch für diese Mehrheit ist ihre ideelle Orientierung nach oben, was vor allem Frauen in eine zwiespältige Situation zwang. Ohne materielle Besserstellung mussten sie die neuen Rollen der Mutter und der Gestalterin des häuslichen Familienbereichs erfüllen. In der Unterschicht führte das verhängnisvolle Kontinuitätsmissverständnis von mitarbeitenden Kindern und Frauen zur selbstverständlichen Fabrikarbeit beider. Unter dem Druck der doppelten Unterprivilegierung durch das Elend und durch ihr Geschlecht fehlte den Frauen der Über- und Durchblick in ihre Situation und ihre Problematik. Sie vermochten zwar zu sehen, *was* aus ihnen, ihrem Partner und ihren Kindern (Alkoholiker, Kretinen, Delinquenten) geworden war, nicht aber *wie* sie dies geworden waren.

Für die Arbeiterin wie für alle ihre Zeitgenossinnen aus den oberen Schichten war die *Ehe* ein Lebensziel, dem sich alles andere unterzuordnen hatte. So bilden denn Partnerwahl und Hochzeit ein weiteres Leitmotiv des Buches. Für die Arbeitermädchen gab es allerdings andere Gründe, sich mit einem Mann zusammenzutun als für die privilegierten Töchter. Der im Proletariat zunehmende Verlust an Familienzusammenhang musste durch die Arbeitsszene ersetzt werden. Die «rites de passage» und die traditionellen Familienfeste wurden unter seinesgleichen gefeiert, wenn sie angesichts der rauen Umstände nicht ganz verloren gingen. Wie schwierig es die gegebenen Umstände machten, festliche Akzente in den Alltag zu setzen, zeigen die traurigen Bilder etwa der Kinderbegräbnisse. Bräuche sind, so die Autorin, eben Funktionen wirtschaftlicher Verhältnisse. Als eine Art Substitut für die eingebüsst Brauchfreudigkeit in der Arbeiterklasse wird die 1.-Mai-Feier geschildert. Sie bot Gelegenheit zu gemeinsamen Erfahrungen, auf denen sich dann die zum Kampf nötige Solidarität aufbauen konnte. Sie vermittelte auch emotionale Verbundenheit via Zeichen wie rote Nelke oder gemeinsam gesungene Lieder. So fand die neu entstandene Arbeiterkultur langsam ihren eigenen Ausdruck.

Wie im letzten Beispiel wird oft anhand erstaunlich kleiner Details oder Elemente in strukturalistischer Manier ein ganzer gesellschaftlicher Komplex durchleuchtet und erklärt. So erstehen Darstellungen weiblichen Alltags- und Durchschnittslebens, die für eine Epoche und für eine ganze Gesellschaft repräsentativ sind, die aber auch, dank dem persönlichen Einfühlungsvermögen der Autorin, zu einem Dokument weiblicher Solidarität werden, welche das vergangene Jahrhundert so schmerzlich vermisst lässt.

Maja Fehlmann

JUTTA DORNHEIM: Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1983. 305 S. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 57).

Die vorgelegte Arbeit geht aus einem Stück praktischer Volkskunde hervor, aus der Tätigkeit nämlich in einem Arbeitskreis von Krankenschwestern, Ärzten, Pfarrern, Sozialarbeitern, Soziologen und Volkskundlern, die gemeinsam an einem Therapie- und Nachsorgemodell arbeiten wollten, das den Patienten miteinbeziehen sollte. Die Autorin geht davon aus, dass Volksmedizin ein zum professionellen Medikalsystem gegensätzliches Denk- und Handlungsmuster bildet. Die Abweichungen werden nicht antropologisch oder psychologisch, sondern sozial und ökonomisch begründet. Demnach ging es der Autorin darum, «Ausdrucksformen medikaler Kultur» in einem gesellschaftlichen Subsystem zu finden und «die Partizipationsmöglichkeiten der Patienten an den jeweils historisch zur Verfügung stehenden medikalen Leistungen» zu eruieren. Untersuchungsgegenstand konkret waren die Vor- und Einstellungen und die Verhaltensweisen, welche Einwohner eines Dorfes im Hinblick auf Krankheit und Kranke allgemein sowie im Hinblick auf Krebserkrankungen und an Krebs Erkrankte im besonderen heute haben. Es wurden zwanzig nicht selbst erkrankte, aber mit Krebskranken in Verbindung stehende Frauen und Männer in längeren, nicht standardisierten Gesprächen befragt.

Auf die Nennung der vielen theoretischen Herleitungen und Anknüpfungen sei hier verzichtet. Interessanter dürften vielmehr einige Feststellungen aus der Untersuchung: So z.B., dass die traditionelle Krankenrolle vorübergehende Nichtverantwortlichkeit und Befreiung von Pflichten beinhaltet, sofern der Kranke aktiv am Gesundungsprozess mitarbeitet. Damit wird seine Rolle festgelegt. Dieses Muster gilt aber nur für vorübergehend Kranke, dabei nehmen heute die kurzdauernden Krankheiten stetig ab, und es verbreiten sich die chronischen Leiden und Langzeitkrankheiten, auf welche diese vorgegebene Rolle schlecht passt. Auffällig ist stets das Anwenden von Verheimlichungstaktiken durch die Familienangehörigen, wenn eines ihrer Mitglieder an Krebs erkrankt ist. Vordergründig wird zwar stets die Schonung des Kranken angegeben. Doch dürfte das Verheimlichen ebenso sehr dem Selbstschutz vor der Kritik der dörflichen Umgebung dienen. Seltsamerweise steigt die Tendenz zum Verheimlichen um so mehr, je geringer die Aussichten auf Heilung sind. Ein weiterer Grund zum Verheimlichen liegt in der ideellen Kongruenz von Tuberkulose und Krebs. Die Tuberkulose wird als wahrnehmungs- und verhaltensprägender Vorläufer von Krebs bezeichnet. Bei allem rationalen Wissen, dass Krebs keine ansteckende Krankheit ist, wird das Handeln dennoch von der Tuberkulose-Erfahrung hergeleitet. So scheut man sich, aus dem Glas eines an Krebs Erkrankten zu trinken oder von seiner Zigarette einen Zug zu nehmen.

Unerklärt bleibt die Vorstellung, dass Krebs vor allem eine Frauenkrankheit sei. Robuste Männer kriegen sowas nicht. Im Alltag gelingt es denn auch den Männern länger, ihre Krankheit geheim zu halten als den Frauen. Zur Erklärung der Krebsbildung wurden von den Befragten drei Modelle abgegeben: Das erste bezieht sich auf die Umwelt; Wasseradern, schlechte Luft oder – eher selten – schwere Kriegszeiten sollen karzinogen wirken. Im zweiten Modell geht es um individuelle Schuldzuschreibung, wie nichtkonformer Lebenswandel, Ausschweifung oder andere unangenehm aufgefallene Verhaltensweisen. Das dritte Modell gibt sich fast apokalyptisch, indem Gegensätze von früher – heute, natürlich – künstlich, traditionell – neuzeitlich zuungunsten der jeweils zweitgenannten herangezogen werden.

All diese Erklärungs- und Verhaltensmuster befriedigen die Autorin wenig, da sie ihrem Modell von Umgang mit Krankheit nicht entsprechen. Danach sollte Krankheit nicht als Zerstörung der Physis und der eigenen Identität erfahren werden, sondern als Krise, mit der Aufforderung zu Neuorientierung des Lebens. Dieses zweifellos in akademischen Kreisen zutreffende Krankheitsverständnis in andere Schichten zu diffundieren, dürfte kaum via Dissertation möglich sein. Abgesehen davon müsste zuerst die Frage nach Wünschbarkeit und Nutzen einer solchen Diffusion abgeklärt werden.

Maja Fehlmann

SPRACHATLAS DER DEUTSCHEN SCHWEIZ: Bd. V: Wortgeographie II: Menschliche Gemeinschaft – Kleidung – Nahrung. Bearbeitet von *Doris Handschuh, Rudolf Hotzenköcherle, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb sowie Stefan Sonderegger*. Bern: A. Francke AG Verlag 1983. 219 Kartenblätter, dazu (unpag.) Vorwort und Register.

Dieser umfangreiche Band des grossen Werks schliesst an Bd. IV an, der dem Wortschatz im Zusammenhang mit dem Thema «Mensch» gewidmet war. Dass ihm ein besonderes volkskundliches Register beigegeben ist, verweist auf seine erhebliche Bedeutung auch für unser Fach. R. Hotzenköcherle hatte sich seinerzeit mit R. Weiss «um eine saubere Arbeitsteilung mit dem Atlas der schweizerischen Volkskunde» bemüht (vgl. Einführungsband A, 7), aber Grenzüberschreitungen in der einen wie in der anderen Richtung liegen im Wesen der Sache. Zu den folgenden Themen hat man künftig für die deutschsprachige Schweiz als Ergänzungen zum ASV Karten des Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS), Bd. V, heranzuziehen:

- ASV 1–3 (Zeitgrüsse): SDS 111–114
- ASV 9 (Morgenmahlzeiten): SDS 155
- ASV, Komm. I 48f. (ohne Karte: Zwischenmahlzeiten am Vormittag): SDS 156
- ASV 10 (Mittagsmahlzeiten): SDS 157
- ASV 11 (Zwischenmahlzeiten am Nachmittag): SDS 158
- ASV 34f. (Gebratene Kartoffeln): SDS 197 (mit Angabe, wo das bernische Wort «Rösti» ältere Bezeichnungen konkurrenzieren oder verdrängt)
- ASV 90 (Feste zum Ernteabschluss): SDS 70
- ASV 154 (Weihnachtskind – Christkind): SDS 58
- ASV 157 (Weihnachtsbaum): SDS 59 (Weihnachtsbaum – Christbaum mit bemerkenswerten Abweichungen vom Kartenbild 58, besonders in LU)
- ASV 165 (Namen für den 2. Januar; Feiertag?): SDS 61 (zweifarbig: Rot verweist auf erhaltene Bräuche)
- ASV 180 (Zusammenstoßen von Eiern): SDS 65
- ASV 199 (Masketermine): SDS 62–64 (Namen für Masken und Maskengestalten; auf K. 62 Neujahrsgestalten durch rote Farbe hervorgehoben)
- ASV 235–239 (Kinderschreck): SDS 9–11

Verschiedene weitere Wortkarten bezeugen die Verbreitung bestimmter volkskundlicher Phänomene, z.B. die Lutscher für kleine Kinder (K. 5: der moderne Gumm-Nuggel, K. 6: die älteren Saugbeutel), das erstaunliche Fortleben des Kiltgangs (K. 18 mit Bezeichnungen, die sich vom harmloseren «Abendsitz» der Nachbarn auf K. 17 unterscheiden; nur der bündnerische Terminus «Hengert» wird durchwegs für beides gebraucht). Verschiedene Kinderspiele halten die Karten 73, 76–80, 86–93 fest; unter den Spielen der Erwachsenen sind das Häkeln (K. 94) und das Kegeln (96) vertreten. – Längst nicht überall (mehr?) üblich ist das Einbrocken von Brot in Milch oder Kaffee (K. 176). Das Duzen Unbekannter (in Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts oft als Appenzeller Spezialität angeführt) hat sich gerade noch in zwei Emmentaler Gemeinden festhalten lassen (K. 117).

Mehrere Karten beschlagen katholische Bräuche, für deren Bezeichnungen die reformierten Gebiete leer bleiben, weil die Exploratoren dort gar nicht danach gefragt haben. R. Trüb hat in GL für «Fronleichnam» eine Ausnahme gemacht und dabei erfahren, dass Wort und Sache durchaus nicht nur im katholischen Nafels bekannt sind (K. 68). Offensichtlich waren die Exploratoren der irrgen Meinung, die Katechismen seien ebenfalls eine katholische Besonderheit, und so treten sie uns denn auch auf K. 45 entgegen, obwohl reformierte Pfarrer sie im 19. Jahrhundert durchwegs als Unterrichtsmittel verwendeten und z.T. bis heute benützen. Das ist die einzige kritische Bemerkung, die wir anzubringen haben. – Bei einzelnen katholischen Bräuchen ist ein Rückgang unverkennbar: Karfreitagsknarren (K. 66 mit Abb.) und -klappern (K. 67 mit Abb.) haben sich nicht überall gehalten, und das Sterbeläuten (die Ankündigung, dass ein Gemeindemitglied gestorben ist) ist in grösseren Gebieten, so in SZ, verschwunden (K. 54 mit Hinweisen im Kommentar auf Unterschiede nach Geschlecht und Alter der Verstorbenen).

Obwohl die «Sache» davon nicht berührt ist, dürfen einige sprachliche Relikte auch die Aufmerksamkeit der Volkskunde beanspruchen: So ist der «Totenbaum» neben dem «Sarg» noch erstaunlich weit verbreitet (K.23); in sieben reformierten (altselbstischen) Orten im Aargau hat sich der alte Terminus «Roosegarte» für den Friedhof gehalten (K.24), während sich «Bruutlauf» für die Hochzeit nirgends mehr hat nachweisen lassen (K.22). Älteren Dankformeln («Vergelt's Gott»/«Dank heiligisch») ist eine eigene Karte (116) gewidmet.

Die Unterschiede zwischen West und Ost innerhalb der deutschsprachigen Schweiz, die sich ja auch im ASV so oft ausprägen, treten uns selbstverständlich auch in diesem Band des SDS häufig entgegen, aber daneben treten sie auf mehreren Karten zugunsten einer andern Gliederung zurück. Es ist erstaunlich, wie oft bestimmte Wörter kantonale Besonderheiten sind, z.B. «Patsch» für Esslätzchen in GL (K. 137), wie denn überhaupt der Kanton Glarus neben den Kantonen Freiburg, Wallis und Graubünden im Wortschatz ein eigenes Gesicht zeigt (ein Grund mehr, diesen Kanton nicht zur Ostschweiz zu rechnen). Seltener als in den Laut- und Formkarten der früheren Bände gehen die bündnerischen Walserorte mit dem Wallis zusammen; mindestens für einige Fälle ist nicht auszuschliessen, dass Graubünden nach Kolonistenweise das ältere bewahrt hat. Das gilt vielleicht für «bschisse» = dreckig (K. 152): In Graubünden ist diese Sonderbedeutung fest verankert, im Wallis und im Berner Oberland ist sie nur relikthaft bewahrt.

Die Bearbeiter, zu denen noch auf vielen Karten der 1976 verstorbene Gründer des SDS, Rudolf Hotzenköcherle, gehörte, verzichten im Kommentar durchwegs auf Interpretationen. Das Vergnügen, auf den so bequem lesbaren Karten Entdeckungen zu machen, bleibt einstweilen dem Benutzer überlassen; für die Kulturgeographie der Schweiz, die ja auch zu den Aufgaben der Volkskunde gehört, bietet der neueste Band des SDS eine grossartige Forschungsgrundlage.

Hans Trümpy

VOLSKUNDE ALS AKADEMISCHE DISZIPLIN. Studien zur Institutionenausbildung. Referate eines wissenschaftsgeschichtlichen Symposiums vom 8.–10. Oktober 1982 in Würzburg. Hg. v. Wolfgang Brückner in Zusammenarbeit mit Klaus Beitl. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1983. 228 S. (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte, 414. Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, 12).

Die Volkskunde hat sich mit der Erforschung und Darstellung ihrer Wissenschaftsgeschichte immer schwer getan. Darüber täuschen auch nicht die zahlreichen Arbeiten hinweg, die sich mit den Anfängen der Disziplin im 19. Jahrhundert beschäftigt haben: Arnim Brentano, die Grimms, Knaffl-Handschrift usw. und natürlich W.H. Riehl waren die Schwerpunkte. Doch befriedigend ist das alles nicht gewesen. Erst der «Anschluss» nach «rückwärts» in die Geschichte der Staatswissenschaften des 18. Jahrhunderts durch Möller, Lutz, Wiegemann u.a. stellte das Fach in neue, fundiertere Zusammenhänge, zumindest was die Anfänge und die theoriegeschichtlichen Folgerungen betrifft. Doch Schnapper-Arndt ist eigentlich immer noch der «jüngste» Vertreter dieses staatswissenschaftlich-sozialpolitisch-sozialhistorischen Stranges volkskundlicher Entwicklungsmöglichkeiten ausserhalb der offiziellen Linie des Faches geblieben, mit dem man sich gerade noch beschäftigt hat. Dass aber allein die «Schriften des Sozialpolitischen Vereins» als ein immenser volkskundlicher Fundus auch für die Wissenschaftsgeschichte der Disziplin noch unerschlossen sind, ist den meisten Fachvertretern kaum bewusst.

Doch das ist nicht das einzige Manko einer im letzten retrograden Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde. Die Zeit, in der wirklich «Weichen» gestellt wurden, und zwar zur immer schnelleren Fahrt ins Verhängnis des Hitler-Faschismus, blieb bisher weitgehend ausgeklammert – die Zeit der Weimarer Republik, die Jahre der Nazi-Herrschaft und die Periode nach der Befreiung mit einer füglich wohl zu erwartenden, aber (ausser bei Maus und Steinitz) ausgebliebenen Reflexion über diese wissenschaftsgeschichtlichen Etappen nach dem Ersten Weltkrieg, die von Naumann, Schwietering, Spamer, Helbok, Schier, Geramb usw. so oder so bestimmt

wurden. – Wenigstens auf dem ersten Volkskundertag nach der Zerschlagung des Faschismus 1951 in Jugenheim hätte man einen Satz der Stellungnahme zur unmittelbaren Vergangenheit der Disziplin erwartet. Nichts davon! Man war freudig gestimmt, dass die relativ grosse Zahl ausländischer Teilnehmer so etwas wie Rehabilitierung für das Fach bedeutete; der gute, alte Kanon wurde wie seit eh und je weiter strapaziert; neu waren allerdings Forderungen zur sogenannten Vertriebenen-Volkskunde. Dass dann Wolfgang Emmerich mehr und ungerechtfertigten «Tadel» für seinen heute schon als klassisch zu bezeichnenden mutigen Versuch zur Aufdeckung und Bewältigung volkskundlicher Vergangenheit einstecken musste, statt dass er offizielle Anerkennung erfahren hätte, war nicht nur fatal, sondern ist nicht weniger symptomatisch als die derzeit nach wie vor artikulierten, meist ignorant-böswilligen Unsachlichkeiten gegenüber «linken» bis «roten» Bestrebungen, auch das eine oder andere zur volkskundlichen Hermeneutik beizutragen.

Wie auch immer: Wer sich je mit der Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde beschäftigt hat, wird ein Buch zu dieser Problematik mit Spannung und Erwartung zur Hand nehmen und wird aus der angedeuteten historischen Gesamtsituation heraus die kritische Sonde anlegen.

Der Anlass zu dem vorliegenden Sammelband war ein im Oktober 1982 zum vierhundertjährigen Bestehen der Universität in Würzburg veranstaltetes wissenschaftsgeschichtliches Symposium unter dem obgenannten Thema, in Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftsgeschichtlichen Archiv des österreichischen Instituts für Gegenwartsvolkskunde in Mattersburg. Die Namen Brückner und Beitl stehen für Veranstaltung und Publikation. Sie haben eine Dreiteilung vorgenommen, die sich jeweils bezieht

1. auf «Etablierung von Volkskunde als Universitätsfach» und ihre «Institutionalisierung ... durch wissenschaftliche Vereinsarbeit» (S. 35–142),
2. auf «Volkskunde im 'Dritten Reich'» (S. 145–186),
3. auf «Erhebungs- und Dokumentationsprobleme» in Mattersburg (S. 189–219).

Grundsätzlich und einleitend hat sich nur *W. Brückner* geäussert, beginnend mit einer Abqualifizierung von *H. Bausingers* «Problemansatz» in dessen «Volkskunde» von 1971 bzw. 1979: Für dänische Studenten beispielsweise wären diese Problempassagen schlicht «irrelevant». Als Pragmatiker wüssten sie damit wenig anzufangen usw. Es ist einerseits Sache des Geschmacks, ausgerechnet die Einleitung zu einem Sammelband mit einer solchen Thematik in dieser Weise, d.h. mit Wiedergabe eines Gesprächs (sic!) zwischen *Brückner* und *Stoklund* beginnen zu lassen. Andererseits soll die Hervorhebung der vermeintlichen dänischen Auffassung dem Anliegen des Bandes entsprechen, in Erfahrung zu bringen, welcher Volkskundler «hat warum und aus welchem Herkommen mit welchem Erfolg was durchzusetzen versucht und wie hat sich das insgesamt ausgewirkt» (S. 14). Das zielt auf eine «personalorientierte Institutionsgeschichte» mit Soziogrammen u.ä. der Betreffenden und richtet sich gegen «ideen- und ideologiegeschichtliche Höhenflüge» (S. 22), und es sind immer die gleichen, sattsam bekannten Attacken gegen ein und denselben Personenkreis! Sie beschränken sich diesmal nur auf die Einleitung. Alle anderen Beiträge sind weit sachlicher, erweisen bisweilen damit auch – erklärlicherweise! – die Relevanz von Institutionengeschichte als Erkenntnismittel für fachwissenschaftshistorische Zusammenhänge und vermitteln uns so – natürlich in unterschiedlicher Weise und nicht alle mit demselben Effekt – neue Materialien.

Mitunter sind es nur Auszüge aus Vorlesungsverzeichnissen, die wenig über «personalorientierte Institutionsgeschichte» aussagen und manches eher verschweigen: Wenn z.B. *E. Wimmer* in seiner bayrischen Übersicht weder die profaschistische Haltung Otto Höflers noch bei Kurt Huber erwähnt, dass dieser das Schicksal der Geschwister Scholl geteilt hat, dann ist dies beim derzeitigen Stand ideologiegeschichtlicher Aufarbeitung der Nazi-Zeit kaum ein Zeichen von Unwissenheit. –

Auch in *Hans Trümpys* Aufstellung der Schweizer Verhältnisse hätte über Arnold Niederer mehr ausgesagt werden müssen, als dass er ab 1964 Nachfolger von Richard

Weiss war. – *Georg R. Schroubek* berichtet über die Volkskunde an der deutschen Karls-Universität zu Prag leider nur bis 1934, obwohl doch erst danach das Fach zu dem wurde, was 1941 über der Festschrift des Prager Germanisten und Volkskundlers Erich Gierach stand: «Wissenschaft im Volkstumskampf» (S. 62). – Gesamtwissenschaftsgeschichtlich sind die Ausführungen von *H. Eberhart* über die Volkskunde in Graz angelegt. Hier wird mit Eingehen auf Karl Weinhold, Rudolf Meringer, Viktor Geramb bis zu Hanns Koren «personalorientierte Institutionsgeschichte» im besten Sinne geboten. – In ähnlicher Weise sind auch die Erörterungen von *R. W. Brednich* einzuschätzen, der die Geschichte volkskundlichen Tuns an der Universität Göttingen zwischen 1782 und 1982 untersucht sowie die mehr landesgeschichtlich orientierte Historie des Fachs in Hessen aus der Feder von *A. Höck*. – Was eine «Jüdische Volkskunde» vor 1933 in Deutschland geleistet hat, erweist *Christoph Daxelmüller* in einer auch emotional ansprechenden Studie, die eine Fortführung in grösserem Rahmen erwarten lässt und mit dem Appell an die deutschen Volkskundler schliesst, sich eingehender mit der Kultur der jüdischen Minderheit zu beschäftigen. «Denn dabei könnte sie (die Wissenschaftsgeschichte, W.J.) auch ein Stück eigener, bislang übersehener – oder verdrängter – Forschungsgeschichte neu entdecken» (S. 142).

Im Abschnitt «Volkskunde im 'Dritten Reich'» kommt der Untersuchung von *Heidemarie Schade* besondere Bedeutung zu: «De Gruyter und die Volkskunde bis 1945» (S. 145–159). Dieser renommierte Verlag hatte recht enge Beziehungen zur Volkskunde, und dementsprechend aussagekräftig ist das Verlagsarchiv als beinahe neu entdeckte Quelle. Natürlich beschwert sich der Verleger – wie überall – insbesondere über die Säumigkeit volkskundlicher Experten von Rang und Namen, aber auch darüber, dass Volkskundliches überhaupt nicht so «gehen» wollte, wie es sich der Kaufmann erhofft hatte. Er geht dem auch auf den Grund und formuliert an John Meier: «Der volkskundliche Brei ist nun in so vielen Handbüchern durchgekaut worden, ... dass er kaum noch geistige Nährwerte enthalten kann.» Selbst Trachtenbücher lassen für den Verfasser keine zusätzlichen Reisekosten seitens des Verlages mehr zu, weil «nach einem neuen Werk ähnlicher Art kein Bedürfnis besteht». Solche und andere, noch drastischere Äusserungen des Herrn de Gruyter, der schon in «kalte Wut» gerät, wenn er's mit volkskundlichem Schrifttum überhaupt zu tun bekommt, zeigen einmal ein anderes Bild vom Fach – nüchtern, ohne Verklärung, illusionslos und real. Ein grossartiger Beitrag, der einmal ganz andere Perspektiven aufreisst! – Gespannt ist natürlich jeder Fachmann, wenn ihm ein Aufsatz (von *G. Lutz*) über «Das Amt Rosenberg und die Volkskunde» offeriert wird. Da erwartet man einen mutigen Schritt in Neuland ... Aber dann *dieses* Thema auf knapp zehn Seiten (S. 161–171) abgehandelt, lediglich auf einige bekannte Namen von Männern und deren Aktivitäten bezogen und mit der Quasi-Entschuldigung beendet, dass es nicht die Aufgabe des Autors gewesen sei, zu «bedenken ... warum die Menschen immer wieder[!] bereit sind, sich einseitig ideologischer 'Führung' anzuvertrauen, im Dritten Reich bis hinein ins Verbrechen ...», unterstreicht nicht nur die Fragwürdigkeit einer so verstandenen «personalorientierten Institutionsgeschichte»! Dem Rezensenten scheint es notwendig, an dieser Stelle auf den 1984 bei Campus erschienenen und von *Jörg Tröger* herausgegebenen Band «Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich» hinzuweisen, in dem *Martin Scharfe* in anderer, anzuerkennender Weise das volkskundliche Dilemma unter dem Titel «Einschwörung auf den völkisch-germanischen Kulturbegriff» ideo-logiegeschichtlich – wie auch anders? – und personalorientiert dargelegt hat. – «Volkskundliches aus dem Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1935–1941» erfahren wir schliesslich von *P. Martin*. Das ist nicht nur materialinstruktiv, sondern lässt auch deutlich werden, in welchem weiten Rahmen und mit welcher persönlichen Haltung der Verfasser an die Aufbereitung dieser Problematik herangegangen ist. Wie anders lautet dann auch der Schluss seines Aufsatzes, von dem man hofft, dass er «nur» eine Vorstudie zu einer ausführlichen Monographie sein möge: Für P. Martin sind diese Studentenarbeiten Beispiele für den Missbrauch der Volkskunde durch den Faschismus. Sie standen «ganz im Einklang mit der wissenschaftsfeindlichen Haltung der damaligen Machthaber, populärwissenschaftlich verbrämte Er-

kenntnisse der Volkskunde zur Legitimierung und Verfestigung ihrer eigenen menschenverachtenden Ideologie im Volk erzieherisch einzusetzen» (S. 185).

Wenn der Rezensent verzichtet, auf die eher praktischen Fragen der Mattersburger Dokumentation einzugehen, dann sind es ausschliesslich Raumgründe, die ihn dazu veranlassen. An der Notwendigkeit, das wissenschaftsgeschichtliche Archiv auszubauen, besteht für ihn kein Zweifel. Nur sollte es mehr bieten als «personalorientierte Institutionsgeschichte» und zum Nachdenken anregen, warum beispielsweise beim beantragten Habilitationsverfahren von Leopold Schmidt an der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität Adolf Spamer als Ordinarius ein sehr positives Gutachten über die als Habil-Schrift eingereichte «Wiener Grossstadtvolkskunde» abfasste und Julius Schwiering ein sehr knappes, aber scharfes Gegenurteil aktenkundig formulierte. Personalorientiertes Gelehrtengenzank? Wohl kaum! Daraus sprechen unterschiedliche Auffassungen zum Gegenstand des Faches, deren ideogeschichtliche Grundlagen offenkundig sind.

Wolfgang Jacobeit

ROBERTO ZAPPERI: Der schwangere Mann. Männer, Frauen und die Macht. München: Beck 1984. 286 S., 20 Abb.

Das Thema vom «schwangeren Mann» ist bekanntlich ein über die Jahrhunderte und über die Kontinente weit verbreitetes Motiv. Wir treffen es in der europäischen und afrikanischen Folklore ebenso an wie bei den Pawnee-Indianern Nordamerikas. In Deutschland hat es im Mittelalter seinen «komplexesten und profundensten Ausdruck erfahren», und hier sind auch die extremsten Varianten des Motivs verbreitet.

Aus der Fülle der Beispiele in ganz Europa hat der Sizilianer Roberto Zapperi eine interessante Auswahl zum Thema getroffen, die zunächst in Italien erschien und nun als erweiterte und überarbeitete deutsche Ausgabe vorliegt.

In der Figur des «schwangeren Mannes» geht es um den Machtkampf zwischen Frau und Mann. Der «schwangere Mann» ist in der Überlieferung eine lächerliche Person, weil er sich über die Frau eine Herrschaft anmassst, die ihm schon allein aus biologischen Gründen nicht zukommt. Das war in vorchristlicher Zeit anders: Es galt das Mutterrecht, d.h. mit der Geburt übernahm die Mutter die Macht über Kind und Familie. Diese Stellung der Frau wird durch die christliche Lehre umgekehrt mit der Begründung, dass Eva durch Adam geboren worden sei. Hier ist der Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung.

Bis zum 11.Jahrhundert folgen die bildlichen Darstellungen von der Geburt Evas der biblischen Erzählung, wie sie an Portalen und Türen zahlreicher Gotteshäuser in Europa ablesbar sind. In der folgenden Zeit entfernt sich der Bibelbericht von den ikonographischen Vorlagen, nachweisbar in Deutschland in der zweiten Hälfte des 11.Jahrhunderts auf der Bronzetür des Doms zu Augsburg: Nicht mehr Gott erschafft Eva aus Adams Rippe, sondern Adam selbst ist in der Lage, Eva zu gebären, weil Gott ihm diese Fähigkeit gibt. Die Rollen von Frau und Mann sind also mit der Absicht vertauscht, dass der Mann gleichermaßen Herr über die Frau ist, sie sich demnach unterzuordnen habe, wie Christus Herr der Kirche ist und die Kirche sich ihm unterordnet. Die Geburt Evas aus Adam wurde somit «Beweis» der christlichen Ehelehre.

Gegen den christlichen Mythos, die symbolische Schwangerschaft, kämpft das Motiv vom «schwangeren Mann» als antichristliche Folklore. Andererseits zieht Roberto Zapperi zwei Fabeln Äsops heran, die wiederum das Folkloremotiv bekämpfen. Folglich zum einen «Folklore gegen Christentum» und zum anderen «Christentum gegen Folklore».

Die in der christlichen Lehre verkündete Macht des Mannes, damit die Befürwortung der Ungleichheit der Geschlechter, des weiblichen Gehorsams, der Keuschheit und der Ablehnung der Sexualität – als «Lehre und Religion der 'Liebe' der Niederkunft» hat Hegel sie charakterisiert – wird zur Herausforderung für die Folklore. Priester, Pastor oder Mönch werden von ihr zu Repräsentanten der Polemik gegen die christlichen Dogmen gemacht. Am Beispiel eines erst 1889 aufgezeichneten finnischen Märchens in mehreren Varianten wird dieser Kampf gegen das Christentum deutlich; hier werden «Unterordnung unter den Herrn mit Kastration, die Aufleh-

nung gegen den Herrn mit sexueller Freiheit in Verbindung» gebracht. Doch mit Recht verweist Roberto Zapperi darauf, dass diese Lösung in einem Märchen keine Abbildung der Realität sein kann: «Mit der Wirklichkeit verknüpft es nur Träume und Wünsche, die in dieser keinen Platz finden», solange die gesellschaftlichen Verhältnisse sich nicht ändern.

Die heftigste Anklage ist einem Schwank aus Oberfranken zu entnehmen mit dem Titel «Des Mönches Not». In ihm begegnet uns das Motiv des «schwangeren Mannes» gleich in dreifacher Weise: Es geht um die Ungleichheit zwischen Frau und Mann, um die des Standes und des Alters. Dieser «Zwingäuer» – so der Name des Schwank-Verfassers – ist insofern eine Ausnahme, als in ihm eine Verbindung der Lage der Frauen mit derjenigen der Knechte und aller sonstigen Unterdrückten geschaffen wird. Natürlich kann auch «er» keine etwaige Lösung aufzeigen, aber es gelingt ihm nachzuweisen, dass es in der Machtbefugnis des Mannes für die Kirche keinen Kompromiss geben kann, «weil sonst das ganze Diskriminierungssystem, auf dem die bestehende Gesellschaftsordnung besteht, ins Wanken geriete».

Die Folklore geht dennoch auch so weit, wenigstens eine Ablösung der herkömmlichen christlichen Moralforderungen durch die bürgerliche aufzuzeigen. Roberto Zapperi bringt hierzu Beispiele aus Frankreich sowie von Hans Sachs und Jörg Wickram, die belegen, wie auf Kosten der Frauen die sexuellen Bedürfnisse des Mannes der christlichen Moral angepasst werden: Weil die Ehefrau «auf Wallfahrt» ist, muss die Magd des Hauses herhalten. Doch nicht der angeblich schwangere Mann ist hier die lächerliche Figur, sondern die einfältige Ehefrau, die von der Schwangerschaft ihres Mannes so überzeugt ist und ihm deshalb gestattet, mit der Magd zu schlafen, um ihr die Schwangerschaft zu «übertragen». Fazit: Die bürgerliche Moral bringt die alte christliche ins Wanken; dem Mann allein erlaubt sie den ausserehelichen Verkehr.

Hier schliesst sich die Frage an: Was hat die Gesellschaft, in der die herrschende Klasse – so Friedrich Engels – «die unbedingte Herrschaft der Männer über das weibliche Geschlecht als gesellschaftliches Grundgesetz» proklamiert, aus der Frau gemacht, wenn wir bedenken, welche Stellung die Frau vor dem Sieg des Privateigentums über das Gemeineigentum eingenommen hatte? Das Folkloremotiv des «schwangeren Mannes» kämpft gegen diese Folgen der gesellschaftlichen Entwicklung, die zur «Unterjochung des einen Geschlechts durch das andere» führte. Es will deutlich machen, dass die Gegensätze zwischen Unterdrückern und Unterdrückten in den jeweiligen Machtverhältnissen begründet sind.

So hat Roberto Zapperi dazu einen treffenden Untertitel gewählt und ein Buch geschrieben, dem die Rezensentin mit Vergnügen folgen konnte. Es ist ihm auch gelungen, sein Anliegen einzulösen, «eine (kursiv von S.J.) männliche Antwort auf die feministische Polemik des letzten Jahrzehnts» zu geben. Eine verdienstvolle Untersuchung, die aufzeigt, wi Märchen, Schwänke, Fabeln u.a. Genres bei entsprechender Fragestellung und Interpretation zur Antwortfindung beitragen können, besonders dann, wenn hierfür noch andere literarische Texte und ikonographische Quellen herangezogen werden, wie es Roberto Zapperi getan hat. Sigrid Jacobeit

WERNER BLASER: Bauernhaus der Schweiz. Eine Sammlung der schönsten ländlichen Bauten. Mit einer Einführung von Hans-Rudolf Heyer. Basel: Birkhäuser 1983. 207 S., Abb.

Der Basler Architekt Werner Blaser hat in den vergangenen Jahren einige bemerkenswerte Bildbände zusammengestellt. Sein primäres Interesse gilt elementaren Bauformen. So entstand 1979 eine Darstellung chinesischer Hofhäuser, die auch in unserem Fachgebiet auf grosses Interesse gestossen ist. Nachdem Werner Blaser 1982 ein grossformatiges Werk über Schweizer Holzbrücken vorgelegt hat, erstaunt es nicht, dass der Autor und sein Verlag nun mit einem Bildband über das «Bauernhaus der Schweiz» an ein breiteres Publikum zu gelangen versuchen.

Wer sich auf wesentliche Impulse für die schweizerische Hausforschung aus architekturtheoretischer Sicht gefreut hat, sieht sich etwas enttäuscht. Das Buch besteht

zwar aus einem gehaltvollen und provokativen Vorwort des Baselbieter Denkmalpflegers *Hans-Rudolf Heyer*, doch die Texte von Werner Blaser reichen kaum über jenen Themenbereich hinaus, den er sich bereits in vorangehenden Publikationen abgesteckt hat. Kaum akzeptabel für den Käufer dieses Bildbandes sind die Abbildungen. Sie reichen vom schlecht reproduzierten «déjà-vu» bis zum hastig abgeknipsten Hausportrait, an dem noch der Märzenschnee von 1983 haftet. Einige Häuser sind gar nur in der Silhouette sichtbar, was nicht stark stört, da auch die Bildlegenden alles andere als perfekt sind.

Schade, dass heute derartige Bücher ebenso schnell gemacht wie aus den Regalen der Buchhandlungen wieder liquidiert werden. Dabei wäre das Thema (fast) unerschöpflich und böte gerade im Hinblick auf die «Aktion Bauernhausforschung» der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde interessante Diskussions- und Publicationsansätze.

Hans-Rudolf Heyer hat in seinem Vorwort diese Chance wahrgenommen und, teils bitterböse, teils wohlwollend, das Panorama der Bemühungen zur Erforschung des Schweizer Bauernhauses dargelegt. Er weist auf die romantischen Wurzeln der Bauernhausnostalgie hin und präsentiert neue Aspekte der Rezeption ruraler Architektur im 18. und 19. Jahrhundert. Mit der «Aktion Bauernhausforschung» selbst geht er kritisch ins Gericht. Er beschuldigt sie einer ahistorischen Typologie, die auf Nebengeleisen an einer generellen Architekturgeschichte vorbeiführe. Hans-Rudolf Heyer propagiert eine Gesamtbetrachtung regionaler Architektur- und Siedlungsgeschichte im regionalen Raum. Dieses Postulat wird gegenwärtig auch von einigen Mitarbeitern der «Aktion Bauernhausforschung» ernst genommen.

Es mag als Ironie des Schicksals erscheinen, dass die besten Darstellungen in Werner Blasers Buch der verschmähten «Aktion Bauernhausforschung» und dem verfemten *Max Gschwend* zu verdanken sind. Letzterer hat sie, mit präzisen Kommentaren versehen, bereits 1969 für die «Schweizer Baudokumentation» publiziert.

Wenn ich das widersprüchliche und vielkritisierte Buch auf die Seite lege, so möchte ich dies nicht ohne zwei persönliche Wünsche tun. Werner Blaser soll sich das herausfordernde Thema nochmals erarbeiten, beispielsweise mit dem schmalen Band von *John S. Taylor* (*Commonsens Architecture*. New York 1983) auf dem Schreibtisch. Sicher wird Hans-Rudolf Heyer gerne dazu bereit sein, meine kürzlich erschienene Alternative zu diesem Bauernhausbuch (*Schweizer Bauernhaus*. Zürich 1984) ebenso kritisch zu würdigen.

David Meili

ROBERT H. BILLIGMEIER: Land und Volk der Rätoromanen. Eine Kultur- und Sprachgeschichte mit einem Vorwort von Iso Camartin. Übersetzt und durchgesessen von Werner Morlang unter Mitwirkung von Cornelia Echte. Frauenfeld: Huber 1983. 496 S., 9 Karten.

«Die Längsstudie über Sprachverhalten und Ethnizität in den Bündner Tälern des oberen Rheins und des Inns», so der Autor in seiner Einleitung, ist das Resultat jahrzehntelanger soziologischer Feldforschung in Graubünden und eines intensiven Archiv- und Literaturstudiums. Die Untersuchung erschien zuerst in englischer Sprache (1979), fand aber trotz internationaler Anerkennung in der Schweiz nur geringe Rezeption. Die deutsche Übersetzung, die nun seit einem Jahr vorliegt, ist nicht nur wegen der erhöhten Verbreitungschancen dieses «Handbuchs rätoromanischer Kulturgeschichte» ein Glücksfall, sondern auch wegen des dichten aktualisierenden und problemorientierten Vorwortes von Iso Camartin. An einer deutschen Ausgabe waren nicht zuletzt auch massgebende Vertreter der (zweisprachigen) Rätoromanen interessiert: Sie erleichterten die umfangreiche, über die blosse Übersetzung hinausgehende Korrektur- und Restitutionsarbeit von Werner Morlang. So bleibt nun als einziger gröserer Mangel nur noch das fehlende Sachregister zu beklagen.

Billigmeier untersuchte Graubündens «Mehrsprachigkeit und eine sehr verscheidenartige Ethnizität in gesellschaftlichen Zusammenhängen, die sich über tausend Jahre komplexer geschichtlicher Veränderungen erstrecken». Dabei verknüpfte er in

seiner ganzheitlichen Betrachtungsweise Aspekte der Kultur-, Politik- und Wirtschaftsgeschichte mit Konzepten der Sprachsoziologie, der vergleichenden Minoritätenforschung, der Regional- bzw. Gemeindeforschung, der volkskundlichen Symbolik, der Ideologiekritik usw. Bei aller Vielschichtigkeit des Inhalts, die zur Erfassung der komplexen Wirklichkeit bündnerischer Kulturentwicklung notwendig ist, bleibt Billigmeiers Buch frei von einem schwer verständlichen Jargon: Es ist deskriptiv, stellenweise überraschende Details aufdeckend, mancherorts für den Kenner Graubündens und der Geschichte seiner Täler auch Vertrautes zusammenfassend.

Da wird beispielsweise «die merkwürdige Tatsache» beschrieben, «dass ... junge Engadiner ihre Heimat verliessen, um in der ganzen Welt leitende oder dienende Stellen in Hotelbetrieben, Konditoreien und anderen mit dem Tourismus verbundenen Geschäften zu übernehmen, während im Engadin deutsches und italienisches Personal in der Tourismusindustrie beschäftigt wurde», mit der Folge, dass die Romanen in den meisten einheimischen Tourismuszentren zur numerischen Minderheit wurden. Wer am Herkunftsland verharrte, blieb Bauer, hielt fest an der traditionellen und geachteten Lebensform – bis Mitte des 20. Jahrhunderts die Bauern «viel von ihren früheren ideologischen und psychologischen Stützfunktionen» in der schweizerischen und bündnerischen Gesellschaft eingebüsst hatten und die beruflichen Orientierungen sich neuen Werten anpassten. Für die Erhaltung des Romanischen war es aber vielerorts zu spät. Der wirtschaftliche und soziale Wandel hatte zu neuen ethno-sozialen und damit auch sprachlichen Mehrheitsverhältnissen geführt. Diese Tatsache veranlasste Billigmeier am Schluss seines Buches, kurz auf das seit zwölf Jahren in Graubünden heftig diskutierte sprachliche Territorialprinzip einzugehen. Hier schimmert auch das Engagement des nordamerikanischen Autors, der familiäre Wurzeln in der Surselva hat, durch. Die insgesamt neutrale Position des Forschers zeigt sich besonders dort als fruchtbar, wo es um das Verhältnis zwischen Elite und Basis bzw. die Funktion der Eliten und ihrer Organisationen in Romanisch-Bünden geht. Weniger gut gelungen scheinen aus volkskundlicher Sicht Beschreibung und Analyse des traditionellen Trachtenwesens sowie der alten Spiele und Bräuche, die als wichtige Aspekte rätoromanischer Identität bezeichnet werden. Mit einem ideologie-kritischeren Zugang wäre die Darstellung dieser Bereiche wohl etwas weniger oberflächlich und verkürzt geraten.

Der Wert des Gesamtwerkes bleibt neben diesem Einwand unbestritten. «Land und Volk der Rätoromanen», das umfassende Handbuch von Robert H. Billigmeier, ergänzt durch die fundierte sprachpolitische Analyse von Iso Camartin, passt ausgezeichnet in die seit einigen Jahren mit neuem Schwung geführte Sprach- und Kulturdebatte Graubündens. Das Buch könnte dazu beitragen, ideologische Barrieren zwischen den Vertretern verschiedener sprachpolitischer Gruppen weiter abzubauen.

Robert Kruker

EUROPÄISCHE ETHNOLOGIE. Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht. Tagungsband zum Workshop «Europäische Ethnologie» vom 28. März bis 2. April 1982 in Berlin. Hg. v. Heide Nixdorff und Thomas Hausschild. Berlin: Reimer 1982. 305 S. (Veröffentlichung des Museums für Völkerkunde, Berlin, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz) (Ethnologische Paperbacks).

ETHNOLOGIE. Eine Einführung. Hg. v. Hans Fischer. Berlin: Reimer 1983. 457 S., Skizzen (Ethnologische Paperbacks).

Während die Ethnologie sich zwar nicht vollständig von ihren Forschungsfeldern in der Dritten Welt trennt, sich aber doch Europa, ja den kulturellen Prozessen in allernächster Nähe zuwendet, dehnt sich die Volkskunde über engbeschränkte regionale bzw. nationale Grenzen aus. Zur geographischen Annäherung kommt eine methodische. Bei diesem Prozess, der mancherorts sehr neu ist, mancherorts aber schon Mitte der sechziger Jahre begann (vgl. dazu die Arbeiten *Arnold Niederer*), war die gegenseitige Kenntnisnahme von Volks- bzw. Völkerkunde im deutschen Sprachraum, wo sich dieses Problem überhaupt stellte, gering. Dafür gab es mehr und mehr Probleme des Selbstverständnisses, sowohl bei Volkskundlern wie bei Ethnologen.

Diese Tatsachen führten Heide Nixdorff und Thomas Hauschild am Museum für Völkerkunde in Berlin zum Entschluss, «die verschiedenen Wissenschaftsansätze zur Formulierung einer zeitgemässen europäischen Ethnologie zusammenzubringen». Ein wichtiges Resultat der 1982 mit etwa fünfzig Teilnehmern aus vielen Ländern durchgeführten Arbeitstagung ist der noch im selben Jahr erschienene Tagungsband, der von Elisabeth Walter redigiert wurde.

Der Bericht besteht entsprechend dem Ablauf der Diskussionen aus drei Teilen: 1. Fachgeschichte und Fächerabgrenzung; 2. Feldforschung in der Europäischen Ethnologie; 3. Historische Methoden in der Europäischen Ethnologie. Umfangmäßig liegt das Schwergewicht beim mittleren Teil, dessen Inhalte sowohl in die Fachgeschichte als auch in die historischen Methoden übergreifen. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle auf die einzelnen Beiträge, die durchwegs von kompetenten Fachvertretern verfasst wurden, einzutreten. Für den deutschsprachigen Volkskundler bzw. (europäischen) Ethnologen sind die Referate der Kollegen und Kolleginnen aus Italien, Portugal, Schweden und Frankreich besonders interessant. Beeindruckend ist beispielsweise der Beitrag von *Clara Gallini* über die wegweisenden Ansätze und Arbeiten von De Martino, Gramsci, Cirese sowie der «zweiten Generation» italienischer Ethnologen.

Dass das hochgesteckte Tagungsziel, «die Formulierung einer zeitgemässen europäischen Ethnologie», nicht während einer Veranstaltung erreicht werden konnte, ist nicht verwunderlich. Der Beginn einer neuen Kooperation zwischen Ethnologen und Volkskundlern ist aber sicher gelungen. Der Tagungsbericht selber füllt eine empfindliche Lücke in der Literatur über ethnologische Ansätze in Süd-, Nord- und Westeuropa.

«Fremdheit war zu allen Zeiten eine der zentralen Fragen der Ethnologie», schreibt *Hans Fischer* im Kapitel «Anfänge, Abgrenzungen, Anwendungen», das den Teil «Grundbegriffe» der von Fischer herausgegebenen Ethnologie-Einführung einleitet. In dieser Feststellung, aber auch in den Bemerkungen zur Anwendungsproblematis und im Abschnitt über die Feldforschung bietet das Lehrbuch viele Anregungen für den Volkskundler. Die im zweiten Teil des Buches beschriebenen einzelnen Arbeitsbereiche von der Wirtschaftsethnologie bis zur Kunstethnologie sind inhaltlich auf Kulturen der Dritt-Welt-Länder ausgerichtet. Hier wird ein ausgezeichneter Einblick in die verschiedenen Teilespekte des Faches gegeben, wobei jedesmal die wichtigste weiterführende Literatur angegeben wird. Der dritte Teil der Ethnologie-Einführung enthält Darstellungen von verschiedenen Forschungsansätzen, wie dem Evolutionismus, dem Strukturalismus, der historischen Ethnologie, der kognitiven Forschung usw. Der neueste Forschungsstand ist recht gut aufgearbeitet und bringt auch dem Volkskundler wichtige theoretische Hintergründe näher. Die Einführung in die Ethnologie, eine der wenigen in deutscher Sprache, wird am Schluss durch einen umfangreichen Sach- und Personenindex erschlossen.

Robert Kruker

MARTINE SCHENKER, JEAN-PIERRE CLAVIEN, MARCEL IMSAND: Des Métiers qui s'en vont ... Etoy/VD: Editions Clavien et Musée d'Ethnographie Genève 1984. 150 S.

«Jetzt ist mein Handwerk selten geworden – wer hätte das vor fünfzig Jahren gedacht?» sinnt Adolphe Hodel (74), den die Leute im Waadtländer Dorf Fiez nicht mit dem Familiennamen, sondern mit der Berufsbezeichnung benennen: Le Charron (der Wagner), so wie sie den (ehemaligen) Schmied und Hufschmied Francis Jaccard «Marceau» (Hufschmied) rufen. Hodels Grossvater war Ende des letzten Jahrhunderts als Bauer aus dem Kanton Bern ins Waadtland gekommen, der Vater wurde Wagner, Adolphe übernahm dessen Werkstätte. Er ist einer der letzten seines Berufs in der Westschweiz, und sein Leben zeigt die ungeheuren Wandlungen, die unsere Gesellschaft in wenigen Jahrzehnten durchgemacht hat. Vorgestellt wird Hodel in einem neu erschienenen Bildband über «Aussterbende Handwerke».

«Zu Vaters Zeiten» war es hart im Beruf, wie Hodel erzählt: Die Kunden drückten auf den Preis. Doch die Familie hatte Kühe, Schweine und Kaninchen, eigenes Gemüse, Obst und einige Rebstöcke. Adolphe musste sich manchmal einen Neben-

verdienst suchen als Taglöhner, Wegknecht, Glaser, Dachdecker. Auf Bestellung baute er Brückenwagen mit Holzrädern und eisernen Speichen (die sein Freund Jaccard schweisste), Viehwagen, Jauchewagen, Stalltüren, Tennentore, Leitern, Treppen und Heuraufen. Rückblickend meint er: «Ich kann mich nicht beklagen. Ich war mein eigener Meister, habe ein eigenes Haus, meine Kinder habe ich grossgezogen, das ist immerhin schon etwas.» Und: «Gewiss, ich liebe meinen Beruf. Wäre ich nicht Wagner geworden, so hätte ich Zimmermann werden wollen. Mit Holz arbeiten wollte ich, etwas anderes nicht.» Und so ist er heute noch stets «voll von Sägemehl und Hobelspannen», wie seine Frau Frieda sagt, die ihm manchmal in der Werkstatt hilft.

Nach der Lehre war Hodel für kurze Zeit an einer Stelle im Bernbiet, wo es ihm nicht gefiel: «Nicht der Arbeit, sondern des Essens wegen. Alle assen aus demselben Geschirr: Mitten auf dem Tisch stand eine Platte Rösti, und jeder steckte seinen Löffel drein ... das mochte mir nicht recht gefallen.» So machte er seine «Walz» im Waadtland, bevor er sich in Fiez niederliess. Das Holz kaufte er im Winter («das Frühjahrsholz wird rasch wurmstichig»). Die Radnabe war aus Nussbaumholz gedrechselt, er weichte sie stundenlang im kochenden Wasser ein, damit sich die Speichen leicht einsetzen liessen. Doch nach dem Krieg kamen die ersten Traktoren ins Dorf: Hodel und Jaccard versahen die Holzräder der Brückenwagen mit Metallfelgen und Pneus, dann mit Achsen alter Autos und mit Jeeprädern, bis vor einem Jahrzehnt Metallwagen die früheren Holzwagen ablösten. Jetzt arbeitet Hodel nur noch für Reparaturen (einige Bauern sind stolz auf die alten Wagen), er baut aber auch Schubkarren, in die neue Landbewohner Blumenstücke stellen. Befriedigt stellt er fest: «Früher mussten wir den Leuten nachlaufen, heute laufen die Leute uns nach.»

Über die ländlichen Handwerker schreibt die Neuenburger Ethnologiestudentin *Martine Schenker*: Der Journalist *Jean-Pierre Clavien* erzählt über städtische Handwerker: den Bürstenmacher Walter Schubnell und die Werkzeugmacher Eric und Werner Raggenbass, deren Grossväter auf der Walz aus dem Schwarzwald und dem Thurgau nach Genf gekommen waren. Schubnell weist die Meinung zurück, dass es «edle» und «weniger edle» Handwerke gebe: Edel ist für ihn jede gutgemachte Arbeit.

Das Buch, zu dem der Neuenburger Ethnologieprofessor *Pierre Centlivres* das Vorwort und *Marcel Imsand*, genau beobachtend, die Bilder beisteuerte, ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit zwischen dem Westschweizer Fernsehen, dem Ethnographischen Museum Genf und dem Ethnologischen Institut der Universität Neuenburg: ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis unserer schnellebigen Zeit.

Marcel Schwander

BRUNO MARGADANT: Das Schweizer Plakat – The Swiss Poster – L'affiche suisse. 1900–1983. Basel: Birkhäuser 1983. 278 S., Abb.

Neben dem Film ist das Plakat die neue Kunstgattung des 20. Jahrhunderts. Wie dieser ist sein Anfang untrennbar verbunden mit dem Beginn der modernen Reproduktions-Epoche und erfüllt selbstredend das volkskundliche Kriterium «verbreitet». Entsprechend ist das Einstiegsjahr 1900 nicht so willkürlich gewählt, während der im Titel genannte Schlussstrich – von einigen Ausblicken abgesehen – eigentlich eine Generation früher gezogen wird. Dennoch, das sei klar herausgestrichen, liegt mit dieser Publikation die erste umfassende Monographie zum Schweizer Plakat vor, die auch durch ihre Register und eine sorgfältige Bibliographie überzeugt. Bruno Margadant, gelernter Typograph und heute freier Publizist mit dem Schwerpunkt Gebrauchskunst, hat eine Plakatschau zusammengestellt, die im Hauptteil mit einem Minimum von Kommentar versehen ist, aber trotzdem die grösste bisher veröffentlichte Information zu diesem Thema vereint.

Mehrere Faktoren leiteten den «Frühling des Schweizer Plakats» ein: Die Allgemeine Plakatgesellschaft versuchte Ordnung zu bringen in die Format- und Malpraxis auf Mauern und Giebelwänden. Im «Heimatschutz» (6/1906) wurde gegen die «Blechpest» (Emailschilder) und «Plakatseuche» gewettet und der Industrie «barba-

rischer Amerikanismus» vorgeworfen. Zur selben Zeit fanden Künstler in den «Monos», den Werbekarten mit Firmenmonografien auf der Rückseite, ein neues Betätigungsfeld. Sie hatten dabei trotz Auftragsarbeit mehr Freiheit als bei Schriftplakaten. Die Schweizerischen Bundes-Bahnen, die bis heute zu den innovativsten Werbekunden gehören, brachten nach 1908 über eine Million Monos («Mit Künstleraugen durch die Schweiz») heraus. Ausserdem hatten der Kunststreit um die Fresken im Landesmuseum (1897) und die Wiener Ausstellung (1904) Ferdinand Hodler so bekannt gemacht, dass sein Einsatz für die Plakatmalerei einer Patenschaft gleichkam. Die frühen Meister (E. Cardinaux, B. Mangold, O. Baumberger) und die Schöpfer sogenannter Künstlerplakate (F. Hodler, C. Amiet, A. Giacometti, A. H. Pellegrini, O. Morach, M. Barraud, N. Stöcklin) begründeten den nationalen Ruhm, zu dem auch fähige Lithographen und Drucker ihren Teil leisteten. Dabei entstanden aber auch Entwürfe, deren Aufnahme oder Ablehnung markante Episoden zur Mentalitätsgeschichte abgeben. Cardinaux warb für die Landesausstellung 1914 mit einem Reiterbild. «Das grüne Ross» indessen löste eine öffentliche Debatte aus, die einige Fragen der Schweizerart-Diskussion der dreissiger Jahre vorwegnahm. Aber auch in ausländischen Bahnhöfen wurde auf das Fehlen einer typischen Landschaft mit Nicht-Aushang reagiert, so dass ein provisorisches Schriftplakat herausgegeben wurde, gefolgt von einem (Plakat)-«Blick auf die Jungfrau». Parallel entwickelte sich der grafische Stil, begünstigt auch durch den signethaften Einzelgegenstand als Objekt der Neuen Sachlichkeit (z.B. eine Meta-Tablette mit Streichholz).

Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg sind die Ausführungen der Einleitung knapp. Grafik, Schrift- und Fotoplakat werden hier im Wissen um die Entwicklung bis heute teils als Niveau-Einbussen behandelt. Dafür bieten die Erläuterungen über Druckereien, Aushangregelungen (Weltformat) und Zensur sozialgeschichtliche Anekdoten, die mit ihrem Informationsgehalt den volkskundlich interessierten Lesern zahlreiche Anregungen bieten. Hinweise auf Aushangmonopole privater Firmen für ganze Städte und die SBB-Anlagen oder die Bemerkung, dass Herbert Leupin rund tausend Entwürfe schuf, sind bedenkenswerte Momente für eine Geschmacksgeschichte. Für den behandelten Zeitraum nehmen die öffentlichen Werbeflächen eine dominante Stellung ein, so dass weitverbreitete Vorstellungen ohne weiteres als ein dialektisches Verhältnis von Objekt und Sujet zu interpretieren sind; zum Beispiel die Verbindung von Pferdefuhrwerk und Bier, selbst eine Generation nach der weitgehenden Umstellung auf Autotransporte. Heute ist die Situation anders: Die Bedingung, eine Darstellung für verschiedenformartige Werbeträger zu entwerfen, der verstärkte Ruf nach Signeten und Schriftzügen und vor allem die Fernsehwerbung im Wohnraum zeitigen andere Texte und Signale. Ausserdem ist die Zeit des genialen Einzelentwurfs weitgehend vorbei. Aufgabenteilung im professionalisierten Werbewesen, Wissenschaftlichkeit bei Produktgestaltung und Propaganda sind Merkmale einer utilitaristischen Sozialempirie, die – den Massenmedien gleich – hilft, Trends aufzuspüren, zu verstärken und zu verdrängen.

Damit sind wir bei der berechtigten Frage, weshalb ein solcher Kunstband in diesem Rahmen besprochen wird. Wie schon angetönt, ist die «Galerie der Strasse» ein Lesebuch für die Geschichte des Alltags, der Luxusgüter und der Ferienträume. Wenn dies auch nicht in der Absicht des Autors lag (und die Auswahl eher ästhetischen Kriterien folgt als Überlegungen zur Repräsentativität), so ist schon mit dem vorliegenden Bildmaterial einiges anzufangen. Die rund 150 Seiten Bildteil, je mit einigen farbigen und vielen schwarzweissen Abbildungen, sind nach Sachgruppen gegliedert: Kunst, Spektakel, Öffentlichkeit (Bildung, Sicherheit usw.), Arbeit, Reisen, Mode, Wohnen, Genuss, Sport, Politik. Wenn auch der einzelne Künstler hinter dem Bild steht, Sujet, Ausschnitt und Assoziationen bestimmt, so lassen sich einzelne Aspekte doch für umfassendere Deutungen verwenden. 1927 steht hinter einem Radio mit grosser Lautsprechertrumpete eine Dame; eine «von Welt», mit Bubikopf, hüftbetonender Haltung und entrückt zuhörend. 1937 hingegen zeigt eine Fotomontage einen Radioempfänger, der in jede Stube passt. Dahinter ist eine Frau mit offenem Mund sichtbar. Singt sie mit, oder gehört sie zu einem Chor, den Radio Bero-

münster überträgt? Wahrscheinlich sind beide Ideen beabsichtigt. Jedenfalls deuten Frisur und helle Bluse auf die Feierlichkeits-Bilder eines breiteren Publikums. Trachten finden sich kaum in der Touristikwerbung, dafür dienen sie Schützen- und Schwingfesten und den Walliser Konserven vor dem Ersten Weltkrieg. Eine Abhandlung für sich könnte der Schokoladenwerbung gewidmet werden. Sie beherrschte vor dem Papierplakat die Malereien an den Hauswänden, vergleichbar der heutigen Zigarettenwerbung. Der Wandel vom exotischen Luxusartikel über das Alpenmilch-Produkt (Ausland) zum fast alltäglichen Nahrungsmittel kann hier nachgelesen werden. Wirbt 1932 ein herausgeputztes, oberschichtlich anmutendes Mädchen für Nestlé, so zeigt zwölf Jahre später der Preisbrecher Coop einen Buben in Latzhosen und mit braver Scheitelfrisur. Und wenn ab Ende der dreissiger Jahre die Plansumme auf den Schützenfest-Aushängen fehlt, so sei damit angedeutet, dass Plakate an sich noch keine ausschliessliche Quelle für Volkskunde darstellen. Im Kontext aber mit kulturgeographischen Fakten, ja vielleicht als Anregung für Themen und damit verbundene Vorstellungen sind es indessen höchst spannende Illustrationsmaterialien; solche, die auch mehr Aufmerksamkeit verdienen, ehe sie den uneigentlichen Sammelwert erreichen.

Hans ten Doornkaat

FRITZ BACHMANN–VOEGELIN: Blatten im Lötschental. Die traditionelle Kulturlandschaft einer Berggemeinde. Bern: Haupt 1984. 605 S., 91 Abb., 90 graphische Darstellungen.

Während in zahlreichen neueren kulturgeographischen, volkskundlichen und soziologischen Orts- und Regionalmonographien der Wandel des wirtschaftlichen und sozialen Lebens im Vordergrund steht, hat sich der 1976 verstorbenen Zürcher Kulturgeograph Fritz Bachmann die Rekonstruktion einer traditionellen Kulturlandschaft zum Ziel gesetzt. Dabei ist eine umfassende und systematische Studie entstanden, wie sie nur auf Grund einer langen Verbundenheit mit der Bevölkerung der Lötschentaler Gemeinde Blatten zustande kommen konnte.

Das Bild der Kulturlandschaft wird durch die Wirtschaft, in diesem Falle der alpinen Selbstversorgungswirtschaft, in ihrem komplizierten Zusammenspiel der menschlichen Tätigkeit mit den im Hochgebirge besonders mächtigen und oft verheerenden Naturgewalten geprägt. Bachmann zeigt, wie sich die Bevölkerung gegen die Einwirkung der häufigen Lawinenniedergänge zu schützen versucht, vor allem durch die Wahl der Dauerwohnsitze abseits der Lawinenzüge, durch die Bannwälder, durch Lawinenkeile zum Schutze der Häuser, durch Hineinbauen der Gebäude in den Berghang und – in neuerer Zeit – durch Lawinenverbauungen und Lawingen-galerien.

Das Leitmotiv für die Ausgestaltung der Landschaft war der Zwang zur Selbstversorgung auf der Grundlage von Viehwirtschaft und Ackerbau. Die Nutzung des Bodens vollzieht sich teils auf privaten Grundstücken, teils auf öffentlichem Boden wie Allmend und Wald. Dazu kommen die Alpweideareale, welche Genossenschaftsbetrieb sind, im Lötschental aber betriebsindividuell genutzt werden (Einzelalpung).

Das privat genutzte Kulturland und die Gebäulichkeiten unterliegen einer traditionellen Form der Erbteilung, bei welcher das Erbgut allen Erbberechtigten in gleichen Anteilen zufällt (Realteilungsprinzip). Diese Erbpraxis wirkt sich in der Kulturlandschaft durch auffallende Grundstückzerstückelung aus. Diese wird aber zu einem gewissen Grade kompensiert, wenn bei Verehelichungen das von den beiden Partnern eingebrachte Gut zu einem neuen Betrieb zusammengelegt wird. Dies ist jedoch nur dann möglich, wenn der Wirtschaftsraum zugleich Heiratskreis ist, was für die Gemeinde Blatten – wie Bachmann nachweist – bis vor kurzem der Fall war.

Unter den Gebäudearten des Lötschentales ist die Stallscheune der häufigste. Ihr Oberbau dient zur Aufnahme des Winterfutters (Heu und Emd), der Unterbau ist ein Viehstall. Stallscheunen stehen auf dem Boden privat genutzter Wiesen. Das dort gewonnene Heu und Emd wird im Sommer in den Scheunenteil eingelagert. Im Winter wird das Vieh des Besitzers für einige Zeit – je nach Massgabe der eingelagerten

Futterquantität – dort untergebracht, wobei das Melken, Füttern und die Viehpflege sowie die Stallreinigung zweimal täglich von der Dauersiedlung aus erfolgen. Die Eigentümlichkeit gegenüber der in der Ebene üblichen Stallfütterung besteht darin, dass hier nicht das Futter zum Vieh, sondern das Vieh zum Futter gebracht wird, wobei der Mist dort anfällt, wo er im Frühjahr gebraucht wird, nämlich auf den der Stallscheune anliegenden Wiesen. Dort, wo der Weg von der Hauptsiedlung zu den Gruppen von Stallscheunen im Winter lang und schwierig ist, gibt es Schlafhäuser, wo diejenigen übernachten, die z.B. wegen Lawinengefahr nach der Besorgung des Viehs nicht ins Dorf zurückkehren. Bei der ausführlichen Beschreibung des Stalldorfes mit seinen Schlafstübchen dürfte es sich um die erste wissenschaftliche Beschreibung dieses Siedlungstyps überhaupt handeln.

Das Wohnhaus wird – von den noch bestehenden, aus dem 15. Jahrhundert stammenden elementaren Typen ausgehend – in seiner historischen und funktionalen Entwicklung bis ins 20. Jahrhundert hinein beschrieben, wobei kaum eine Einzelheit in der Konstruktion unerwähnt und unerklärt bleibt. Ausser der Konstruktionsweise der Gebäude beschreibt der Verfasser deren traditionelle innere Ausstattung, in deren Zentrum die Feuerstellen und Öfen stehen. Weitere Darstellungen gelten den dörflichen Gemeinschaftsbauten wie Gemeinde- und Schulhaus, Säge, Mühle und Dorfbackofen.

Die umfassende Dokumentation über das Lötschentaler Dorf Blatten ist auf der Grundlage langer sorgfältiger Beobachtung und scharfen Denkens entstanden. Sie enthält reichlich sachvolkskundliche Materialien, die in mancher Hinsicht für den ganzen inneralpinen Raum Geltung haben.

Arnold Niederer

LEOPOLD KRETZENBACHER: Griechische Reiterheilige als Gefangenengretter. Bilder zu mittelalterlichen Legenden um Georgios, Demetrios und Nikolaos. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1983. 78 S., 4 Abb. auf Tafeln, 2 Farbtafeln (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte, 421).

Der schlanke Band des Altmeisters volkskundlicher Ikoneninterpretation und ihrer Bezugsetzung zu Legende in schriftlicher und mündlicher Tradition vereint drei Aufsätze aus dem von ihm so oft durchwanderten und so gut überschauten europäischen Südosten: Sankt Georg mit dem Jüngling auf dem Streitross (S. 7–35), eine Studie, die in etwas anderer Form schon in der Münchner Zeitschrift für Balkankunde 1 (1978), S. 181–194, vorgelegt worden ist, Hagios Demetrios rettet den afrikanischen Bischof aus seiner Gefangenschaft bei den Slawen (S. 36–56) und Bischof Nikolaus von Myra als reitender Knabenretter (S. 57–76). Wesentlicher Anstoß zu dieser typologischen Überschau über das Motiv der Knabenrettung, die auf mehrere Ikonentypen der genannten Heiligen übertragen wird, ohne dass sie auch immer synaxarisch fundiert ist – und dies wird in stupender Quellenkenntnis gekonnt und spannend, räumlich und zeitlich die Gesamtorthodoxie, aber auch westliche Tradition ausspannend dargelegt –, dürfte die ikonographische Materialzusammenstellung zu diesem Motiv bei Th. Raff: Der heilige Georg als Knabenretter. In: Münchner Zeitschrift für Balkankunde 3 (1980), S. 182–197, gewesen sein, die wiederum eine Art Antwort oder Ergänzung zu Kretzenbachers eigenem Aufsatz: Sankt Georg mit dem Jüngling auf dem Streitross. Zur antitürkischen Volksdeutung eines mittelalterlichen Bildmotivs. In: Münchner Zeitschrift für Balkankunde 1 (1978), S. 181–196, bildet. Freilich ist dieser ikonographische Topos des hinter dem Reiterheiligen sitzenden kleineren Jünglings, das vom Volk im Sinne der Kretzenbacherschen «Ikonotropie» mit der osmanischen Institution der «Knabenlese» in Zusammenhang gebracht wird – und das sei eine Bemerkung des Rezessenten, die rein empirischen Charakter hat –, zumindest im heutigen Hellas, in den Tausenden von byzantinischen und nachbyzantinischen Kirchen und Feldkapellen, ein so gewöhnlicher Anblick, dass die Beispielsammlung des Münchner Kunsthistorikers spielend um ein Vielfaches erweitert werden könnte. Das Unterfangen stösst an die eine methodisch-praktische Grenze, dass nur von wenigen hellenischen Landschaften der Kapellenbestand und damit das ikonogra-

phische Vergleichsmaterial überhaupt erfasst ist. – Die Verfolgung dieses Bildtopos in Wort und Bild, vom byzantinischen Mittelalter bis zur vom Autor jüngst erwanderten Gegenwart, quer durch Sprachen, Länder und Kulturen, gehört zu den immer wieder faszinierenden Leseabenteuern, die die wissenschaftlich so fruchtbare Verbindung von Belesenheit, Quellen- und Sprachenkenntnis mit Feldforschung und Engagement und persönlichem Erleben, die Kretzenbacher bei seinen europäischen Kulturquerschnitten von Hoch- und Sakralkultur zur Volks- und Bauernkultur, von aristokratischem Rittertum und strengem Klosterleben zu ausgelassenen Volksfesten und harter Feldarbeit in immer wieder neuen thematischen Ansätzen, aber auch in Wiederbearbeitungen und Ausweitungen des bereits Erarbeiteten bietet. Im Nachzeichnen solcher kulturhistorischer Zusammenhänge wird überdeutlich, dass ein Europa-begriff ohne den Südosten ein Konstrukt ist. Kretzenbachers neue Monographie reiht sich würdig in die schon stattliche Serie seiner weit über die Volkskunde hinausgreifenden Kulturquerschnitte ein, deren Hauptkoordinaten wohl in der Kulturmedien-Entsprechung Wort – Bild (Spiel, Theater) und der europäischen Traditionen- (nicht nur Pulver-)kammer Südost besteht.

Walter Puchner

JEAN-LUC ALBER und THIERRY BETTOSINI: *Le crépuscule des vieux. Ethnologie d'un home médicalisé*. Neuchâtel: Institut d'Ethnologie 1984. 105 S. (Université de Neuchâtel, Faculté des Lettres: Recherches et travaux de l'Institut d'Ethnologie, 4).

«La Paix du Soir» ist ein vom Staat subventioniertes, mit medizinischer Versorgung ausgestattetes Altenpflegeheim in La Chaux-de-Fonds (NE) mit vierzig Pensionären und fast ebenso vielen Beschäftigten, ein letzter Verbleib für hilfsbedürftige, oftmals behinderte Greise. Die Schweiz zählt, bei einer Einwohnerzahl von 6,3 Millionen Personen, rund 900 000 Betagte (14%) über 65 Jahre; 350 000 von diesen sind mehr als 75 Jahre alt. Die Anzahl der Senioren wird zukünftig weiter zunehmen; die damit zusammenhängenden Probleme werden weiter wachsen, nicht zuletzt im Bereich der stationär zu versorgenden Angehörigen eines «vierten Alters» (ihre Aufnahme in das «home» lässt sich als «rite de passage» beschreiben), also einer randständigen, unauffälligen, oftmals kontaktlosen, nur noch wenig aktiven (aber die Frauen «arbeiten» weiterhin mehr als die Männer) Bevölkerungsgruppe.

Zwei Studenten der Ethnologie von der Universität Neuchâtel hatten den Mut, das genannte «home» in zweimal zweimonatigem Arbeitsaufenthalt zu ihrem Terrain teilnehmender Beobachtung zu machen und mit dieser Lizentiatsarbeit (aus der Schule von Pierre Centlivres) ein heißes Eisen anzufassen. Ihr Bericht erscheint mir nüchtern (was die Heimverwaltung in Briefen angezweifelt hat); in bezug auf die Institution Altenpflegeheim an sich könnte er durchaus noch kritischer sein. Die ja doch sehr kargen, von rationalisierten Tagesabläufen determinierten und zum Beispiel sowohl der Fröhlichkeit wie der Zärtlichkeit entbehrenden Sozialbeziehungen zwischen Heiminsassen (und Inliegern!) und dem Personal, also bei der Toilette, beim Essen oder Füttern, im Bereich der Ergotherapie, stehen im Zentrum der Beobachtungen; dazu kommt eine Strukturanalyse des Lebensraumes «home» mit seinen individuellen und kollektiven «Territorien». Kurzum: eine (zu)packende und (er)greifende Studie, welche die Altersplaner zu besseren Lösungen herausfordern sollte.

Was den Sozialgerontologen freilich wundert, ist die Tatsache, dass die Autoren auf das Heranziehen vergleichbarer Studien weitgehend verzichtet haben (ich denke etwa an *J.-P. Vignat: Le Vieillard, l'hospice et la mort*. Paris 1970; *R. E. Zimmermann: Alter und Hilfsbedürftigkeit*. Stuttgart 1977; *I. Schick: Alte Menschen in Heimen*. Köln 1978); sie hätten dort bestätigt finden können, dass ihre Befunde einen höheren Objektivitätswert besitzen, als ihnen ihre Kritiker einräumen wollen. Von diesem Mangel abgesehen: Dieses Büchlein betrifft uns zutiefst. Der Tod, das wissen wir, ist uns allen sicher. Vielen von uns steht aber offenbar auch ein langes, eintöniges Sterben bevor.

Rudolf Schenda

ALBERT SPYCHER: Der Strahler. Basel: Krebs 1982. 60 S., Abb. (Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde; Abt. Film; Reihe: Altes Handwerk, 52).

Im Auftrag der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde schuf Pater *Flurin Maissen* 1940–1960 einen Dokumentarfilm «Die Kristallsucher und ihre Arbeit». Ursprünglich war Heft 52 in der Reihe «Altes Handwerk» als Begleitschrift zu Maissens Film geplant. Paul Spycher hat sie nun zu einer selbständigen, geographisch umfassenderen Einführung in das Handwerk des Strahlens und vor allem in die Welt des Strahlers ausgestaltet, die den Laien sättigt und den Fachmann aus der Spezialistenenge führt. Nach einem gut abgestützten geschichtlichen Teil wendet sich der Verfasser dem «Strahler und Strahlerhandwerk heute» zu. Neben den mit der Nostalgiewelle zahlreicher werdenden, vor allem Abwechslung und Abenteuer suchenden Hobby-Strahlern arbeiten die Einheimischen werktags – an Sonntagen wird der Berg nicht gestört – auf vierzig bis siebzig Gängen pro Jahr, je nach Jahreszeit und Witterung, an höher- oder tiefergelegenen Stellen. Ihr Wissen haben sie meist in Begleitung älterer Kameraden erworben und geben es nur Vertrauten weiter. So führt ihr durch Erfahrung geschärftes Auge meist zum Erfolg. Dennoch ist jeder dieser heutigen Schatzgräber immer neu fasziniert von den Funden und betrachtet sie ehrfürchtig als Wunder der Schöpfung. Spycher hat auf Exkursen das Vertrauen seiner Gewährsleute gewonnen; er bringt sie zum Erzählen, darf ihre Mineraliensammlungen betrachten, zeigt und benennt ihre Werkzeuge, berichtet vom Transport schwerer «Stufen», von deren Reinigung und schliesslich vom Kontakt mit den Sammlern. Er verschweigt aber die dunklen Seiten nicht: Kristallreichtum führt auch zu Missgunst und Hass, Diebstahl und Betrug, dargestellt in Sagen, gehandelt vom Strahlerrecht. So entsteht – ergänzt durch Kurzbiographien und Photos – ein eindrückliches, realistisches Bild des Strahlers und seiner Arbeit.

Bei der Deutung des Wortes *Kristall* wird die Ansicht der Antike, es handle sich um versteintes Eis, noch deutlicher, wenn man über griechisch *krystallos* zurückgeht bis zu griechisch *kryos* 'Frost'. *Strahl* seinerseits steht sicher dem 'Blitzstrahl' nahe, wird jedoch, zusammen mit *Strähl*, von der Grundbedeutung 'Streifen' hergeleitet (Id. XI, 2208f.). Gerne hätte man die reichen Quellen- und Literaturhinweise in den Anmerkungen am Schluss aufgelistet gesehen, und das Schweizerdeutsche Wörterbuch böte über die Etymologie von Strahl hinaus einschlägiges Material zum Thema.

Rudolf J. Ramseyer

JÜRGEN KÜSTER: Spectaculum Vitiorum. Studien zur Intentionalität und Geschichte des Nürnberger Schembart-Laufes. Remscheid: Kierdorf 1983. 368 S., 207 Abb. (Kulturgeschichtliche Forschungen, 2).

Im Rahmen des zurzeit in der Bundesrepublik Deutschland recht intensiv geführten Forschungsstreites um die Herkunftsproblematik des fasnächtlichen Brauchtums ist aus der Schule von Dietz-Rüdiger Moser eine neue Schrift zum Nürnberger Schembartlauf des 15. und 16. Jahrhunderts erschienen. In einem wissenschaftsgeschichtlichen Überblick zeigt der Autor die mythologisierenden, historisierenden und sozialgeschichtlichen Ursprungstheorien zu diesem spätmittelalterlichen fasnächtlichen Grossereignis auf. Hans Sachs verstand 1548 den Schembartlauf als Allegorie des Nürnberger Handwerkeraufstandes von 1348/49. Seit dem 18. Jahrhundert wurde der Brauch vornehmlich als «heydnischer Greuel» und Überbleibsel der vorchristlichen Zeit im mythologischen Bereich angesiedelt oder mit Hilfe einer ätiologischen Sage historisierend begründet: 1349 habe Kaiser Karl IV. die Nürnberger Metzger für ihr obrigkeitsskonformes Verhalten während des Aufstandes mit einem besonderen Brauchrecht ausgezeichnet. Ähnliche Topoi zu Braucherklärungen für die Zeit des sozialpolitischen Umbruches in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind uns Schweizern durch die «Mordnächte» von Luzern (1333) und Zürich (1350) gut bekannt. Sie dienen als Legitimationsmittel zu Brauchübungen. Da der Nürnberger Metzgertanz erst 1397 und die Schembartläufe ab 1449 aktenkundlich belegt sind, lehnt Jürgen Küster die historisierende Herkunftsdeutung ab. Ebenso weist er die Theorie des germanischen Kulturerbes, die Reduktion auf Fruchtbarkeitszauber,

Totenverehrung und Sommer-Winter-Kampfspiele von sich. Als «gefährliches Vorurteil» apostrophiert er *Hans Ulrich Rollers* Deutungen zu Herkunft, Funktion und kulturellem Umfeld des Schembartlaufes. Roller verstand (1965) die Nürnberger Grossveranstaltung als Ausdruck des Geltungsbewusstseins und Repräsentationsstrebens und als Lust an Exotik, bedingt durch die Entdeckung neuer Länder und Kontinente, seitens der städtischen Patrizierfamilien. Dieses Konglomerat von höfischem, bürgerlichem und bäuerlichem Festbrauchtum habe sich bis zur Einführung der Reformation in Nürnberg im Jahre 1524 «selbst zu Tode entwickelt». Dieser sozialhistorischen Deutung stellt Jürgen Küster ein vom Evangelium, von theologischen Traktaten und anderen Zeugnissen der christlichen Tradition abgeleitetes Modell gegenüber. Fasnacht ist demnach die Umsetzung des augustinischen Zweistaatenmodells ins Brauchtum. Konzeptionell ist sie Teil eines Systems übergeordneter Darstellungsprinzipien, die sich am Kampf zwischen der «civitas dei» und der «civitas diaboli» und an der Lasterliteratur des 14. und 15. Jahrhunderts orientierten. Dieser Dualismus richtete sich nach der spätmittelalterlichen Philosophie und nach dem christlichen Kalender. Seinem Wesen nach war der Nürnberger Schembartlauf christlichem Denken verpflichtet. In moralisierender, didaktischer Absicht durchgeführt, wurde der urbane Fasnachtsbrauch zum Medium der Popularisierung eines übergeordneten kulturellen Konzeptes. In diesem mehrschichtigen Bezugssystem entwickelte sich der Schembartlauf zum vielschichtigen, allegorischen Brauchkomplex, und weil Luther mit der Allegorese brach, fiel die Sinngebung des Schembartlaufes dahin. Minutiös und mit Akribie ordnet der Autor nun jedes Schembartlauf-Detail seinem Allegorie-Denkmodell zu: Die Vielzahl der Tiere als symbolische Lasterträger («Höllen»), die Narrenattribute, die Kleiderfarben usw. Brauchhandlungen und Brauchrequisiten werden nur innerhalb dieses heilsgeschichtlichen, dualistischen Bezugsrahmens geortet. Ob das damalige Volk diese elitäre Allegorese verstand – die Rezeptionsproblematik, Kernstück volkskundlicher Denkart –, interessiert die mit kultur- und geistesgeschichtlichen Methoden operierende Arbeit nur beiläufig. Eine andere Denkdimension liegt hier vor: Die totale Einordnung einer jeden Einzelheit unter einen modellhaften, geistesgeschichtlichen Überbau. Insofern sich der Autor von der Zuordnung der Fasnacht im allgemeinen und des Schembartlaufes im besonderen zur «althistorischen», germanischen, vorchristlichen Vergangenheit oder von Erklärungen mit archetypischen Verhaltens- und Gestaltungsprinzipien abwendet, kann man ihm freimütig zustimmen. Wo aber der Narr schlechthin zum Sinnbild des Gottlosen geprägt wird, entsteht ein gekünstelter Eindruck, der die Glaubwürdigkeit eines Denkmodells nicht verstärkt. Aus der Optik schweizerischer Quellenforschung ist Vorsicht geboten, wenn fasnächtliches Brauchtum nur auf katholische Gebiete eingegrenzt und auf Konfessionalitätsbasis abgehandelt wird. Diese Interpretationsweise ist zu monokausal und zu schmal, und wir vermögen ihrem Totalitätsanspruch nicht zu folgen. Als partikuläre Erklärung des diffusen fasnächtlichen Brauchkomplexes bietet die vorliegende Arbeit aber gewichtige Denkansätze, die innerhalb einer Gesamtwertung ohne Polemik bedacht sein können.

Werner Röllin

HERMANN KAISER: Dampfmaschinen gegen Moor und Heide. Oedlandkultivierung zwischen Weser und Ems. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 1982. 158 S., Abb. (Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen, 8).

Anlässlich einer Ausstellung in der Münchhausen-Scheune gab das Museumsdorf Cloppenburg 1982 das von Hermann Kaiser verfasste Begleitheft heraus, welches sich in wohltuender thematischer Beschränkung ganz regionalen Fragestellungen widmet. Die Publikation möchte nicht dazu beitragen, dass der «Nostalgiewert» (S. 8) des Themas den Blick verstellt für die Divergenz von technisch Machbarem und gesellschaftlich Verantwortbarem. Wie auch bei anderen Publikationen zu Themen mit «Nostalgiewert» behindert schon allein die Bildlichkeit des Gegenstandes (erstes Bild: ein Schäfer mit seiner Herde), aber auch das extensive Zitieren von Quellenmaterial diese Absichtserklärung. Der Autor beginnt mit einer Historie der Oedlandentwicklung, an die sich, relativ unverbunden, ein Abschnitt «Zur Technikgeschichte

des Dampfpflugs» anschliesst, die sich stark an die englisch- und deutschsprachige Literatur zum Thema anlehnt. Im folgenden, nur drei Seiten umfassenden Kapitel «Der Beginn der Dampfpflügerei in Deutschland» (S. 37–39) vergisst der Autor völlig die von Max Eyth in Süddeutschland erzielten frühen Erfolge. Wäre Eyths Lebensbericht «Hinter Pflug und Schraubstock» (zuerst 1899, zuletzt 1976) im Original zur Hand genommen worden und nicht nur in der Zitierweise von Feldhaus (vgl. S. 38), so wäre dem Autor auch aufgefallen, dass sich Eyth nicht mit «dt» schreibt. Einige der weiteren Kapitel, etwa «Die Bedeutung der Dampfpflügerei» (S. 42–44), «Theoretisches» (S. 44–48), «Von Mannschaft, Lohn und Arbeitszeit» (S. 50–56) oder etwa «Von Arbeitsbedingungen und Lönen, von Streik und Entlassung» (S. 78–85) bieten in gut lesbarer Form und mit reichlich Zitaten belegt den allgemeinen Kenntnisstand, wobei sich der Autor nach eigenem Bekunden bemühte, «oberflächliche Pauschalierungen zu vermeiden» (S. 56). Die Kapitel, welche sich der Regionalforschung widmen und damit unseren Kenntnisstand erweitern, leiden unter der Bürde des seitenlangen Quellenzitates aus den Akten des Staatsarchives in Oldenburg. Ein Verleger, der auf dem Buchmarkt bestehen will, hätte hier sicher um Kürzungen gebeten, doch bleibt auch fraglich, ob ein Text, der sich an die Besucher des Freilichtmuseums richtet, dermassen überfrachtet werden darf. Unwillkürlich wird man an das Voltairesche Diktum gemahnt, dass jede Art zu schreiben erlaubt sei, nur nicht die langweilige. Andererseits sind die Ergebnisse, die Kaiser in bezug auf die Oedlandkultivierung zur Darstellung bringt, interessant und bislang nur in schwer auffindbaren Aufsätzen publiziert, so dass der speziell Interessierte für deren Zusammenfassung dankbar ist. Richtet sich diese so reichhaltig bebilderte Veröffentlichung aber tatsächlich an den Spezialisten und Wissenschaftler, dann hätte zumindest eine dem wissenschaftlichen Arbeiten entsprechende Literaturliste verlangt werden dürfen, zumal inhaltliche Überschneidungen mit den nicht genannten Büchern und Aufsätzen ins Auge springen. Es fehlen etwa: R. Pohl-Weber (Hg.): Das Moor. Seine Nutzung einst und jetzt. Bremen 1977 (Hefte des Focke-Museums, 49); R. Eggelsmann: Vom Dampfpflug zum Tiefkulturfplug. Entwicklung und Einsatz. In: Zeitschrift für Kulturtechnik und Flurbereinigung 20/1979, 99–112; H. Bonett: Saga of the steam plough. Bristol 1965; ders.: Farming with steam. London 1974. Max Eyth: Hinter Pflug und Schraubstock. Zuletzt Stuttgart 1976. Obwohl das Archiv der Firma Ottomeyer (Bad Pyrmont) zu einer ausufernden Darstellung genutzt wurde, blieben vielerlei Materialien ungenutzt, so z.B. das Typoskript «Das Dampfpflugunternehmen Wilhelm Ottomeyer» (sollte es doch genutzt worden sein, so ist das Fehlen auch dieser Schrift im Literaturverzeichnis und Anmerkungsapparat zu beanstanden), und auch eine mehr die überregionale Entwicklung in den Blick nehmende Darstellung des Rezensenten wird nicht genannt. Da Ähnlichkeiten im Text (besonders am Anfang der Broschüre), in Bebilderung und Gliederung zu den ungenannten Arbeiten zumindest einen Hinweis auf deren Existenz nötig gemacht hätten, sehe ich mich gezwungen, eine Rezension von H. Kaiser zu zitieren: «... bedauerlich aber ist es für den Rez., feststellen zu müssen, dass das Kapitel 'Handwerksforschung als Gegenstand der Volkskunde' Plagiat ist. Entnommen wurde dieses Kapitel dem Band 7 der 'Beiträge zur Volkskultur' ...» (H. Kaiser: Rezension zu V. Rodekamp: Das Drechslerhandwerk in Ostwestfalen ... Beiträge zur Volkskultur, Bd. 29. Münster 1981. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXVIII/1983, S. 243–45. Der von Kaiser genannte Band 7 der Beiträge ist die Dissertation von Kaiser, beide Arbeiten sind Dissertationen zur Handwerksforschung bei Siuts.)

Kaiser hat seine eigenen Massstäbe, die er streng an Kollegen aus dem Institut anlegt, aus dem er selber hervorgegangen ist, mit dieser Veröffentlichung nicht erreicht.
Andreas Kuntz-Stahl

FRANÇOISE ZONABEND: La mémoire longue. Temps et histoires au village. Paris: Presses Universitaires de France 1980. 314 S., 14 Abb., Taf., Kart.

Diese Gemeindestudie ist aus einem langjährigen Projekt, unterstützt vom CNRS (Centre national de la recherche scientifique), hervorgegangen. Über den Ort ist aus

diesem Projekt heraus schon verschiedenes publiziert worden, auf deutsch ist von Yvonne Verdier bei Klett-Cotta 1982 das Buch «Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf» erschienen (vgl. die Rez. von Waltraud Pulz in: Zs. f. Vkde. II/1984, 291–292).

Konzentriert sich Verdier auf die Lebensbedingungen der Frauen in Minot, so untersucht Zonabend die Zeiterfahrung in der Gemeinde. Dabei geht sie entsprechend der strukturalistischen und literarisierenden Wissenschaftstradition der französischen Ethnologie vor. Sie gliedert anhand von Zeitbegriffen, wie sie sie aus den Erzählungen der Gemeindemitglieder rekonstruiert hat. Die Arbeit ist in zwei Hauptteile gegliedert: 1. Die Zeit des Kollektivs (S. 11–222) und 2. Die Zeit der Familie (S. 223–304), wobei im ersten Hauptteil unter der Überschrift «Gelebte Zeit» (S. 27–98) Wohnweisen, Gartenpflege und Umgangsformen dargestellt werden – allerdings in ihrer die Zeit einteilenden Wirkung (wann wird die Gartenarbeit erledigt, wann was angebaut und geerntet, wann wird gegessen usw.). Das Kapitel «Lebenszeit» (S. 99–220) kann als der eigentliche Hauptteil der Untersuchung angesehen werden, in der Lebensphasen und -situationen in ihrer die Erinnerung strukturierenden Wirkung zum Thema gemacht werden.

Lebensabschnitte wie Kindheit und Jugend oder das Verhältnis der Geschlechter, schliesslich der Tod dienen der gelungenen Aufklärung darüber, wie Zeitbestimmungsmassnahmen des Kollektivs sozialordnende Funktionen ausüben.

Sinnlich werden solche Erkenntnisse z. B. an der Alterspyramide von Hochzeitsfotos nachgewiesen. In der Konklusion des ersten Hauptteils werden unter der Überschrift «Die fixierte Zeit» (Le temps renoué, S. 221–222) die Ergebnisse über die konstatierten Funktionsweisen des kollektiven Gedächtnisses zusammengefasst. «In dieser Gesellschaft, in der sich alles geändert zu haben scheint ... dauert die Vergangenheit durch bestimmte, fundamentale Gesten fort – z. B. das Tauschen, die Solidarität, der Totenkult –, in einem sich selbst treu gebliebenen Denksystem» (S. 221, übers. v. Rez.). Die trotz aller Veränderung scheinbar in zyklischer Naturzeit verharrende Dorfgemeinschaft wird hier plakatiert, und was daran erschreckt, ist nicht die durch anachronistische Zeittraditionen motivierte Statik des kollektiven Gedächtnisses, sondern der fehlende Versuch der Autorin, abweichende Erinnerungsweisen (etwa von aus dem Ort weg- bzw. in den Ort hineingezogenen Menschen), also Konflikte innerhalb von Zeitordnungsweisen, ausfindig zu machen.

Die «Familienzeit» wird ebenso in ihrer Wirkung auf die Stabilisierung der idealen wie materiellen Zusammengehörigkeit von Familienverbänden interpretiert, besonders gelungen am Beispiel der Heirats- und der Politik des Landverkaufs.

Der Erinnerungsweise in Form von «Familienzeit» fehle, so die Autorin in der Zusammenfassung des zweiten Hauptteils, der Bezug zu den historischen Ereignissen völlig: «Dieses Gedächtnis aktualisiert sich nicht, ausser unter bestimmten Umständen, z. B. anlässlich einer Wahlperiode etwa, bei der die Politik das ganze Dorf mobilisiert. ... Tatsächlich begreift man, dass eine solche Ereignisgeschichte niemals als Stütze der individuellen Zeit auftaucht und dass sie auch nicht die Zeit des Kollektivs einrahmt. Um sich der personellen Zeit zu erinnern und sie zu organisieren, bedient man sich der Drehzapfen des individuellen Lebenszyklus: Geburt, Kommunion, Hochzeit, Tod konstituieren die Anhaltspunkte, um welche das Individuum die Zeit konstruiert» (S. 301).

Wie bei den meisten Untersuchungen über die Thematik des Zeitbewusstseins werden auch hier die verschiedenen Zeitbegriffe in bunter Mischung benutzt, eine Trennung in Darstellung und Auswertung bezüglich allgemeinen, dörflichen und individuellen Erinnerns und der jeweils auf diese drei Bereiche von den Bewohnern des Ortes angewandten Topoi des Geschichte(n)erzählens wäre wünschenswert gewesen und hätte den Wert der Ergebnisse erhöht. Albrecht Lehmann kommt in seiner Studie über «Erzählstruktur und Lebenslauf» (Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt/New York 1983) übrigens zu völlig anderen Ergebnissen, etwa wenn er feststellt, dass die Strukturierung der erzählten Lebenserinnerung vor allem von der historischen Position der befragten Generation abhänge, und betont, der Forcher dürfe nicht «den strukturellen Zusammenhang überdecken, der immer zwi-

schen den verschiedenen Sphären des Erlebens und Erzählens besteht» (Lehmann, S. 280). «Die Unentrinnbarkeit, in der diese öffentlichen Typisierungen mit den lebensgeschichtlichen Einteilungen in den Erzählungen übereinstimmen, war frappant» (ders., S. 282).

Doch gibt es auch andere Ergebnisse, die wieder mehr in Richtung von Françoise Zonabend weisen, wie etwa die Untersuchung von Ulrich Herbert («Die guten und die schlechten Zeiten» – Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews. In: *Lebenserinnerung und Sozialkultur im Ruhrgebiet, 1930–1960*, Lutz Niethammer, Hg. 1983. Bd. 1, 67–96, hier: 84): «Die erzählerischen Brüche werden durchweg eher durch lebensgeschichtliche Einschnitte markiert und offenbar nicht durch politische Daten...».

Die familiäre Genealogie diene als mnemotechnische Hilfe bei der Organisation der Zeitbestimmung in der Erinnerungserzählung.

«Seit Lucien Febvre und Marc Bloch haben die Historiker diese Momente des Bruches, der Unterbrechung analysiert, die das Ereignis provoziert, den Lauf der Geschichte sprengend, seine Entfaltung störend und das Aufkommen einer neuen Ära startend» (S. 307). Zonabend wendet sich mit Halbwachs und LeGoff gegen diese letztlich auf die Wirkung von Daten bezogene Strukturierungsweise vergangener Zeit, die in sich die Gefahr berge, der Geschichte ihren Fluss zu nehmen (S. 307).

Die Zukunft existiere zwar in Minot, aber sie werde nicht beschrieben, «man spricht den Namen eines Kindes nicht aus, bevor es geboren wurde» (S. 309).

Die Spezifität der Gruppenerinnerung gebe den Mitgliedern solange ihre Identität, solange die Konstruktion der Geschichtsschreibung nicht mitgeteilt werde: «La mémoire collective apparaît comme un discours de l'altérité, où la possession d'une histoire qu'on ne partage pas, donne au groupe son identité» (S. 310).

Der gut, ja mit Genuss zu lesenden Arbeit kann nicht der Vorwurf erspart bleiben, den 1977 schon Dale F. Eickelman (*Time in a Complex Society: A Moroccan Example*. In: *Ethnology*, 16/1977. Pittsburgh, S. 39–55) gegen eine vergleichbare Studie von Pierre Bourdieu erhoben hat: «... most anthropological studies of time have dealt with 'closed' societies. ... Other studies frequently describe only 'traditional' or dominant temporal categories for such societies, even if alternative, competing sets of categories exist. ... Both 'traditional' and 'modern' ties between nonpeasant Algerians and peasants and the effects of these ties are like-wise neglected. ... The idea, that 'everything holds together' in such societies is decidedly inadequate» (op. cit. 40).

Andreas Kuntz-Stahl

NORBERT ELIAS: Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Hg. M. Schröter, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984. 196 S.

Dieses Buch erfordert – und das ist dem Thema Zeit gegenüber durchaus angemessen – sehr viel Geduld vom Leser. Es handelt sich um einen schwer zugänglichen Text, der in 46 Abschnitte unterteilt ist, was nicht bedeutet, dass er stringent gegliedert wäre. Wie in der editorischen Nachbemerkung des Herausgebers Michael Schröter berichtet wird, handelt es sich um die Übersetzung eines bisher unveröffentlichten Textes mit dem Originaltitel «An Essay on Time».

Die erste Hälfte des Textes wurde 1974/75 in einer holländischen Übersetzung veröffentlicht, eine weitere Textauswahl aus dem Essay war 1982 in «Merkur» auf deutsch erschienen.

Speziell für die Buchveröffentlichung formuliert und bisher noch unveröffentlicht sind also lediglich das «Vorwort» (S. VII–XLVII) und die Abschnitte 30–46 (S. 116–197).

Wissenssoziologie fragt nach der sozialen Gebundenheit von Vorstellungen, Normen und Werten und nach deren sozialen Auswirkungen. Der Themenbereich «Zeit» ist schon bei Mannheim, Durkheim und Wissenssoziologen Gegenstand der Wissenssoziologie (oft unter Verwendung ethnologischen Materials) gewesen. Elias nähert sich dem so disperaten Themen- und Begriffsfeld «Zeit» aber aus der Perspektive seiner Zivilisationstheorie.

Vereinfacht ausgedrückt: Er interpretiert in seiner Beschäftigung mit dem Begriff «Zeit» die individuelle Internalisierung von Zeitzwängen analog den aggressionskatalysierenden Selbstzwängen früherer Phasen des Zivilisationsprozesses: «Die Individualisierung der gesellschaftlichen Zeitregulierung trägt also in beinahe paradigmatischer Form die Züge eines Zivilisationsprozesses an sich» (S. XXXII).

Da die Darstellung keiner stringenten Argumentationslinie folgt, sondern – entsprechend dem Charakter eines Essays – anregende Reflexionen zur weiteren Beschäftigung mit dem Problemfeld geben will, bleibt dem Rezessenten nur die Möglichkeit zur Nennung einiger Thesen.

Grundlegend ist die Feststellung, dass alle Zeitarten und alle deren Wahrnehmungsformen sozial bestimmt seien. Es geht Elias in der Folge um Hinweise darauf, dass die Zeitformen (zyklische, lineare, physikalische usw.) sozial vermittelte Sinnbereiche seien, dass mithin zwischen Natur und zweiter Natur im Problemfeld von Zeitbegriffen zu differenzieren nicht mehr möglich sei: «Die Beschäftigung mit der Zeit kann vielleicht dazu beitragen, dieses Bild einer Welt mit hermetisch geschlossenen Abteilen zu korrigieren» (S. XXIV). «Zeit» wird im Sinne des symbolischen Interaktionismus als synthetisches Paradigma eines kommunikativen Konsenses gedeutet.

Die überstarke Zeitorientiertheit verhindere die Ausprägung von Sinn- und Relevanzstrukturen, indem dieser Zwang zur Zeitbestimmung sich an deren Stelle schleiche: «Auch das lässt für viele Menschen den Unterschied zwischen solchen Geschehensabläufen, wie dem ihres Lebens auf der einen Seite und der von Menschen hergestellten Beziehung zwischen diesem Ablauf und dem des Kalenders auf der anderen Seite, leicht verschwimmen. In einer solchen Situation können sich viele Menschen nicht des Gefühls erwehren, die Zeit vergeht, während es in Wirklichkeit der natürliche Ablauf ihres Lebens oder vielleicht auch die Veränderung von Gesellschaft und Natur ist, auf die sich das Gefühl des Vergehens bezieht» (S. XXXIII).

Hier wird deutlich, dass bei der Beschäftigung mit dem Thema «Zeit» die Vielschichtigkeit der Bedeutungsebenen Verwirrung stiftet und damit z.T. auch das Thema erst etabliert: «Dem multifunktionalen Charakter der Zeit in differenzierteren Gesellschaften entspricht dann auch die Weite und Vielfalt ihres Gebrauchs» (S. XLVI).

Die ritualisierten Zeitordnungen, allen voran die Gleichung Pünktlichkeit = Höflichkeit, werden von Elias im Sinne von Umgangsritualen interpretiert, die das Gefahrenniveau einer unmittelbaren, physischen Auseinandersetzung auf die Ebene der Verkehrsformen heben. Verändert habe sich im Zivilisationsprozess (besonders in bezug auf die Ritualisierung von Zeitordnungen) «das Verhältnis von Fremd- und Selbstzwängen und ganz besonders auch das Muster der Selbstzwänge und die Art ihres Einbaus» (S. XXXVII).

Der Gebrauch der Begriffe «Objektadäquanz» (gemeint ist wohl die auf verschiedenen Sinnebenen bezogene Integrationskraft des Zeitbegriffs) und «fünfdimensionales Universum» (die fünfte Dimension soll wohl das Universum der von Menschen geschaffenen Symbole sein) bleibt im Verlauf der Studie unerklärt.

Einer historischen, vor allem aber einer empirischen Überprüfung harren die meisten der von Elias hier aufgestellten Thesen, die sich zwar in ihrer Diktion, nicht aber unbedingt in ihrer Bedeutung von Luhmanns systemfunktionaler Zeittheorie unterscheiden.

Wenn Elias z.B. formuliert: «Es gibt also Stufen in der Entwicklung menschlicher Gesellschaften, auf denen Menschen kaum irgendwelche sozialen Zeitprobleme haben, die eine aktive Synchronisierung ihrer eigenen Gruppentätigkeiten mit anderen Veränderungen im Universum erfordern» (S. 16) und daraus dann die Notwendigkeit einer symbolisch-synthetischen Zeitbestimmung von hohem Konsens für differenzierte (vernetzte) Gesellschaften hervorhebt, so ist eine Nähe zur linearen Zeit Luhmanns, die der Reduktion sozialer Komplexität diene, gegeben: «Die Rechtseinrichtungen der Staaten verlangen einheitliche Zeitmassstäbe, die der Komplexität und Vielfalt der von ihnen zu regelnden Fälle angemessen waren» (S. 21).

Besonders wichtig scheint mir eine empirische Untersuchung über die Tradierung von Zeitbegriffen und deren sozial-kulturelle Auswirkungen zu sein: «Dieses Zeitgefühl erscheint so tief verwurzelt, bildet so sehr ein Attribut ihrer Persönlichkeit, dass es ihnen überaus schwer fällt, darin ein Ergebnis sozialer Erfahrungen zu sehen» (S. 116).

Unterschiedliche Zeitgefühle, Zeitbegriffe, Zeitordnungen usw. können zu schwerwiegenden sozialen und kulturellen Konflikten führen (zwischen Angehörigen verschiedener Volksgruppen ebenso wie zwischen Mitgliedern verschiedener Vereine oder Familien), und das gleiche gilt für die divergierenden Zeitordnungen, die innerhalb eines Individuums auf Grund von Tradierungsprozessen einerseits und auf Grund von neu entstandenen Zeitzwängen andererseits wirken.

Die Offenlegung dieser verschiedenen Zeitordnungen und ihrer Auswirkungen ist notwendig, damit die Menschen versuchen können, «ihre eigene Erfahrung der Zeit und damit sich selbst zu verstehen» (S. 190). Andreas Kuntz-Stahl

VERONIKA MERTENS: Mi-parti als Zeichen. Zur Bedeutung von geteiltem Kleid und geteilter Gestalt in der Ständetracht, in literarischen und bildnerischen Quellen sowie im Fastnachtsbrauch vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Remscheid: Kierdorf 1983. 252 S., 116 Abb. (Kulturgeschichtliche Forschungen, 1).

Die Arbeit ist bei Dietz-Rüdiger Moser in Freiburg als Magisterarbeit entstanden; Ziel und Inhalt skizziert schon der Untertitel. Obwohl das Inhaltsverzeichnis fünf Kapitel ausweist, lässt sich doch sagen, dass sie, grob gesehen, aus zwei Teilen oder auch Ansätzen besteht. Der erste Teil gilt der Kostüm- und Sozialgeschichte des geteilten Kleides, das seit dem 10. Jahrhundert nachweisbar ist. Solide ist seine heraldische Herkunft herausgearbeitet, ebenso die soziale Zuordnung zu Dienstleuten, Spielleuten, Amtsdienern, Henkern, Landsknechten und auch Narren. Die Aufzählung zeigt, dass diese Kleidung – beträchtlich von italienischer Mode beeinflusst – in sozialen Nischen zu finden war: Bauern war bis in die Neuzeit hinein farbige Kleidung verboten, Herren trugen kein Mi-parti. Mertens zeigt auch die wechselseitigen Einflüsse und Verflechtungen, so wenn sie feststellt, dass die Kleidung der Läufer im Nürnberger Schembartlauf eng mit der Landsknechtstracht verwandt war. Das ist nicht ganz neu, schafft aber erwünschte Klarheit. Auf schwieriges Gelände begibt sie sich mit der Untersuchung von Farbbedeutungen – es geht um Grün, Rot und Gelb. Nur mit grosser Vorsicht lässt sich dazu ja Verbindliches sagen, und selbst für die nur scheinbar so eindeutige Gelb-Symbolik muss sie konstatieren, dass negative Besetzungen zwar überwiegen, die Farbe andererseits aber ihrer Leuchtkraft und Kostbarkeit wegen ausserordentlich beliebt war. Immerhin ist an der Tatsache nicht vorbeizukommen, dass es positive und negative Besetzungen, wenn auch oft widersprüchlich und manchmal wechselnd, gab, und so ist dieser (erneute) Versuch durchaus zu respektieren.

Dass das Mi-parti allegorische Bedeutung hatte, wird man nicht zu Unrecht vermuten dürfen, und dem entsprechenden Nachweis widmet Mertens einen zweiten Teil ihrer Bemühungen. In welcher Richtung sie dabei argumentiert, zeigt ein Satz auf S. 53:

«Diese Haltung» – es ist von der Gottesferne die Rede – «vor Augen zu führen und die Notwendigkeit der Umkehr und Busse hin zu einem 'Leben unter der Herrschaft Gottes' zu demonstrieren, ist auch der Sinn der Fastnacht.» Just diese These ist freilich, die Diskussionen der letzten Jahre haben es gezeigt, alles andere als unumstritten. Wer sie akzeptiert, wird auch den entsprechenden Gedankengängen von Mertens folgen können; wer's nicht tut, dem werden sie nicht nur gelegentlich doch arg bemüht erscheinen. Immerhin befleissigt sich die Autorin einer respektablen Formulierungsvorsicht: der Konjunktiv (es «köönnte» sein) spielt eine grosse Rolle.

Ein hinreichender Apparat (zahlreiche Anmerkungen, Literaturverzeichnis, mehr als 100 Abbildungen) rundet die Arbeit ab, die zweifellos und mit Recht Eingang in die fast zu rasch anwachsenden Spezialbibliotheken der Fasnachtsforscher finden wird. Herbert Schwedt

NILS-ARVID BRINGÉUS: *Volkstümliche Bilderkunde. Formale Kennzeichen von Bildinhalten.* München: Callwey 1982. 156 S., 161 Abb. (Texte zur Volkskunde).

Der Titel der deutschen Ausgabe ist verwirrend, um nicht zu sagen falsch (wie das der Vergleich mit dem Titel der schwedischen Originalausgabe von 1981 auch deutlich zeigt): keineswegs handelt es sich um eine «volkstümliche» Bilderkunde, sondern um eine Kunde volkstümlicher Bilder, genauer gesagt um eine Anleitung zum Studium und zum Verständnis volkstümlichen, also in der Bevölkerung verbreiteten Bildmaterials. Diese Anleitung freilich stellt nichts Geringeres dar als die Initiierung einer ethnologischen Bildforschung, die auf kommunikationstheoretischer Basis beruht. Dabei mag der hier verwendete Begriff der Initiierung Widerspruch hervorrufen: Die von Bringéus vorgeschlagenen Wege sind gewiss schon beschritten worden. Doch sind sie noch nirgends so systematisch und exemplarisch ausgeschildert worden, und deshalb ist dieses Buch von grosser Bedeutung für die Volkskunstforschung, von der sich Bringéus behutsam distanziert, ohne sie etwa abschreiben zu wollen. Seine Position entspricht etwa der, die Walter Hävernick schon vor vielen Jahren bezogen hat, als er den Verbraucherstandpunkt in den Mittelpunkt rückte und damit – wie auch Bringéus – ästhetische Kategorien als minderrangig, wenn nicht als irrelevant erkannte. Konsequent geht es ihm, Bringéus, also nicht um den künstlerischen Gehalt von volkstümlichen Bildern, sondern um deren instrumentale, alsobotschaftstransportierende Funktion. Ebenso konsequent fordert er eine Bildlore, welche international zu arbeiten habe, auf keine bestimmte soziale Schicht (etwa die der bäuerlichen Konsumenten) orientiert sein darf, durch keine Zeitperspektive (wie die klassische Volkskunstforschung) beschränkt und nicht von qualitativen Bewertungen belastet sein kann. Bildlore hat darüber hinaus Bilder als Teil des menschlichen Handelns zu studieren und deren jeweilige Rolle zu untersuchen. Dieses – hier selbstverständlich verkürzt gebotene, aber nahezu wörtlich zitierte – Programm muss für die Rezension genügen; der Leser wird im übrigen auf die Lektüre der – verbal und optisch reich illuminierten – Kapitel verwiesen, die sich mit Bildstrukturen, -veränderungen, -manipulationen ebenso befassen wie mit Fragen von Bildstabilitäten und -variationen und Wegen analytischer Erkenntnisgewinnung. Ein hervorragendes Experiment besteht schliesslich darin, Bilder betrachten und auf ihre jeweiligen Botschaften hin prüfen zu lassen – ein Experiment, in welches sich Bringéus folgerichtig selbst einschliesst.

Der Rezessor, ein wenig sozialgeschichtlich und -wissenschaftlich orientiert, hat nur zu dem Abschnitt «Soziale Botschaften» Ergänzungen vorzuschlagen (die Bringéus aber vielleicht als banal empfinden mag): Bilder sind, wie sich gegenwärtig gut beobachten lässt, häufig bewusst gesetzte Gruppenembleme (dekorierte Motorradjacken etwa) und auch als solche studierenwert. Bilder, besser Bildszenerien waren das auch früher: Wenn im Votivbildbestand von Wallfahrtskirchen unverhältnismässig oft Pferde auftauchen, so wohl nicht nur deshalb, weil das besonders teure Tiere waren, sondern weil Rossbauern ihren Status auch mit Votivbildern demonstrieren – soziale Botschaften, deutlich genug, in Fülle. Aber Bringéus' Bildlore ist gewiss nicht darauf angelegt, solche Akzentsetzungen zu verhindern, im Gegenteil: Sie lässt ihnen Raum genug, wie sie auch der Volkskunstforschung, die nun in Anführungsstriche zu setzen wäre, neue Räume erschliesst.

Herbert Schwedt

DONA ETHNOLOGICA MONACENSIA. Leopold Kretzenbacher zum 70. Geburtstag. Hg. von Helge Gerndt, Klaus Roth, Georg R. Schroubek. Bayerisches Nationalmuseum, Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde. München 1983. 360 S., Abb. (Münchener Beiträge zur Volkskunde, 1).

Zwanzig Beiträge ehren den verdienten Volkskundler in einem Reichtum, der hier nur angedeutet werden kann, der aber gleichzeitig ein Spiegelbild der langen und vielfältigen Forschertätigkeit von Leopold Kretzenbacher ist. *Torsten Gebhard* zeigt, wie man auf Schauwagen vier Rentenämter des churfürstlichen Bayern in den Fronleichnamsprozessionen der Barockzeit personifiziert hat, und knüpft damit an den Jubilaren an, der in seiner «Heimat im Volksbarock» (1981) die Fronleichnamsprozes-

sion gewürdigt hat. *Gerda Möhler* gibt mit «Dem Baumgartner Wasservogelumritt in Niederbayern» ein Muster, wie ein Pfingstbrauch (Wasservogel ist der Name für eine Pfingstgestalt), der mit zahlreichen rechtlichen Elementen durchsetzt ist und daher auch von der rechtlichen Volkskunde her auf Interesse stösst, nach allen Regeln der Kunst untersucht wird. Die «Allerweltskirchweih» in Bayern, die *Isolde Brunner-Schubert* behandelt, ist ein Beispiel für die Beeinflussung des Festwesens durch die katholische Erneuerungsbewegung im 19. Jahrhundert. *Manfred Felle* zeigt, wie die Jäger im Oberallgäu im 19. Jahrhundert versuchten, der Adlerplage Herr zu werden und welchen Anteil an diesen Bemühungen das Volk nahm und wie der Adlertönig Leo Dorn im Mittelpunkt stand. Den Vorgang des Huckepack-Tragens umreisst *Uta Schier-Oberdorff* als bestimmtes Ausdruckselement im Spielgut (Spielstrafe) und weist auf mögliche typologische Entsprechungen dieses Bewegungsgestus in andern kulturellen Äusserungen hin.

Der religiösen Volkskunde wendet sich *Edgar Harvolk* zu, wenn er die Translation des Katakombenheiligen Clemens in die Pfarrkirche zu Endorf im Jahre 1825 beschreibt, womit zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Volksfrömmigkeit nach der Säkularisation in Bayern geboten wird. In diesen Bereich gehört auch die Behandlung von drei grossen Bildthemen zur Wallfahrt Maria Dorfen im 18. Jahrhundert von *Albrecht A. Gribl*. *Cornelia Kemp* überblickt Idee, Bildmotiv und erstaunlich lebendiges Fortleben der Verkündigung im brennenden Dornenbusch im Laufe der Jahrhunderte, wobei Denkformen sichtbar werden, die in den typologischen Traktaten des Mittelalters und der Ikonographie der Ostkirche wurzeln und im Barock besonders breit werden. Unter dem Titel «Das heilige Kerámion und Christos der Antiphonetés» macht *Thomas Raff* Überlegungen zu zwei wenig bekannten Christustypen und ihren Legenden. *Nina Gockert* gliedert Pilgerandenken aus Jerusalem nach ihrer Bedeutung, ihrer Erscheinungsform und ihrem Material in fünf Abteilungen und erläutert diese Einteilung anhand von Beispielen.

Wie in Venedig seit dem 16. Jahrhundert das Arzneimittel Theriak, im Monopol hergestellt, an andern Orten gefälscht wurde und welche Bedeutung dieses Mittel zwischen Legalität und Scharlatanerie hatte, schildert *Marianne Stössl*.

Mit einem ganz anderen Thema befasst sich *Richard Steinmetz*, nämlich der Volksbildung in Bayern, wobei Gegenreformation und Aufklärung als wichtige Einschnitte in die Schulgeschichte Bayerns dargestellt werden, für die charakteristisch die Intention der Obrigkeit war, über staatliche zentraldirigistische Massnahmen in die Lebensform der Bevölkerung einzugreifen. *Hans Schuhladen* verfolgt den Weg des Gleichnisses vom verlorenen Sohn vom Schul- und Ordensdrama zum bayerisch-tirolischen Volksschauspiel anhand eines reichen Materials und gibt damit ein Beispiel von der Vermittlung vom Ordens- zum Volksspiel, wie wir sie auch in schweizerischen Gegenden kennen. (Der Rezensent erinnert sich dabei, wie er als Volksschüler in einem Schauspiel «Der verlorene Sohn» mitspielte, das der Lehrer, ein aus dem Elsass stammender Ordensmann, für seine Volksschüler aus dem Französischen übersetzt hatte.)

Drei Beiträge sind der Sagen- und Märchenforschung gewidmet. *Helge Gerndt* beleuchtet kritisch die Arbeit der Brüder Grimm, fragt nach ihren Vorläufern und plädiert für eine Rückbesinnung auf die wissenschaftsgeschichtlichen Anfänge der volkskundlichen Sagenforschung. *Klaus Roth* legt dar, dass die populären Märchenbüchlein in Bulgarien ihren Stoff ihrem kleinbürgerlich städtischen und später auch dörflichen Lesepublikum in einer ihm verständlichen Sprache in oberflächlich modernisierter und gelegentlich moralisierender und sentimentalisierender Form anboten, wobei die Märchenstoffe eigene oder fremde waren. Am Beispiel des Zweibrüder-Märchens zeigt *Barbara Zinke* Sozialisierungsprozesse in Märchen und Epos.

Georg R. Schroubek schreibt unter dem Titel «Beletage und Hinterhof» über gemeinsames Wohnen in einer geschichteten Gesellschaft. *Ingolf Bauer* bringt einen Katalog von vierzehn Nummern über Keramikfunde aus dem 19. Jahrhundert in Künzing in Niederbayern. «Steckloch und Stosshöbl» nennt sich der Beitrag von *Helmut Sperber*, der über Funktion, Form und Name eines Pflugwerkzeuges berichtet. Der

letzte Beitrag ist der Nahrungsvolkswissenschaft gewidmet. *Bernd T. Insam* berichtet über die Kastanie im Südtirol, die er in allgemeine kulturgeschichtliche Zusammenhänge stellt und über die er auch interessante literarische Zeugnisse beibringt und die auch in der Gegenwartsvolkswissenschaft eine ganz besondere Rolle spielt. Louis Carlen

MARGARETHE DIEFFENBACH: *Hessischer Trachtenalltag. Tracht als Spiegel ländlicher Lebensweisen 1925–1935.* Hg. Wolfgang Schellmann, Siegfried Becker, Gaby Mentges, Ingeborg Weber-Kellermann. Frankfurt: Insel 1983. 320 S., Abb.

Mit diesem Band wird eine Bilddokumentation zugänglich, wie sie in Fülle und Lebensnähe kein anderes Trachtengebiet aufzuweisen haben dürfte. Aus der Sammlung von 3000 Fotografien, die Margarethe Dieffenbach im Jahrzehnt um 1930 mit einer damals hochmodernen Leica in ganz Hessen aufnahm, wurden über 300 zu thematischen Gruppen (Kinderleben, ländlicher Alltag, Arbeit, Markt, Feste und Feiern) zusammengestellt. Die Autorin, selbst aus Oberhessen stammend und dazu als gelernte Schneiderin mit dem scharfen Blick für ihren Gegenstand ausgestattet, hat es mit grosser, unaufdringlicher Liebe verstanden, Menschen und Situationen zu erfassen und Trachten dadurch nicht zur Schau zu stellen oder zu zelebrieren, sondern im selbstverständlichen, dabei komplexen und hochdifferenzierten, die ganze Person erfassenden Gebrauch erleben zu lassen. Der wenig malerische und darum meist vernachlässigte Arbeitsalltag nimmt breiten Raum ein. Hervorheben möchte man aber auch die Sequenzen mit Kindern, die in einzigartiger Weise zeigen, wie Trachtensprache und Trachttragen gelehrt und gelernt werden. Die Herausgeber haben vorzügliche Texte beigelegt: Kurze Kommentare zu den einzelnen Gruppen ordnen und deuten die Bilder, die verschiedenen regionalen Typen in ihrer historischen Entwicklung erläutert ein fachkundiger, komprimierter Einleitungsteil, der auch dem weniger hessenkundigen Leser die notwendige Hilfe bietet und, ergänzt durch eine gute Bibliographie und ein Verzeichnis der Fachausrücke, den Band beinahe schon zu einem Handbuch werden lässt. Dazu passt auch, dass ohne grosse Qualitätseinbusse auf coffee-table-Format und teures Kunstdruckpapier verzichtet wurde, um den Band erschwinglich zu halten. Man nutze es.

Christine Burckhardt-Seebass

WALTER SALMEN: *Der Spielmann im Mittelalter.* Innsbruck: Helbling 1983. 238 S., 141 Abb., 31 Notenbeisp. (Innsbrucker Beiträge zur Musikwissenschaft, 8).

Wie der Verfasser im Vorwort darlegt, handelt es sich bei diesem Buch um eine Neuauflage, das heißt, eine «revidierte Fassung» seiner 1960 im Hinnenthal-Verlag (Kassel) unter dem Titel «Der fahrende Musiker im europäischen Mittelalter» publizierten Habilitationsschrift, die heute vergriffen ist. Das grundlegende Werk des angesehenen Forschers, der seit 1974 als ordentlicher Professor für Musikwissenschaft an der Universität Innsbruck lehrt, hat nach seinem ersten Erscheinen allenthalben Anerkennung gefunden. (Man vergleiche etwa die Rezension Werner Brauns in der Zeitschrift «Die Musikforschung», Jg. 16, 1963, S. 288f.) Die vorliegende Ausgabe enthält, im Gegensatz zur ersten, am Schluss einen umfangreichen Abbildungsteil mit exakten Quellenangaben im beigegebenen Katalog (S. 155–238), was jeder Benutzer als wesentliche Bereicherung empfinden wird. Es war Salmens Bestreben, die revidierte Textfassung hauptsächlich nach diesen ikonographischen Quellen einzurichten. Eine erweiterte «Auswahlbibliographie» berücksichtigt auch die wichtigsten Titel der seit 1960 erschienenen Literatur. Hingegen vermisst man nach wie vor ein Orts- und ein Abkürzungsverzeichnis; vielleicht sind dafür, wie für das Fehlen von Anmerkungen, finanzielle Gründe verantwortlich zu machen (s. Vorwort). Die Anlage des Buches entspricht im übrigen der Disposition der Erstausgabe.

Salmen setzt sich zunächst mit dem Stand der Forschung auseinander, untersucht den Terminus «Spielmann», umreisst die «Vorgeschichte der mittelalterlichen Berufsmusiker», um sodann in einem ersten Hauptteil (S. 31ff.), gestützt auf eine Fülle von Belegen aus Chroniken, Dichtungen, aus verschiedenartigsten Abhandlungen und anhand von bildlichen Zeugnissen, die «Spielleute und deren Stellung in der mit-

telalterlichen Societas» zu schildern. Dies geschieht in sorgfältiger, stets überzeugender Weise und in überaus lebendiger Darstellung, unter Bezug von Quellenmaterialien aus allen, sogar den entlegensten Gebieten Europas und mit gelegentlichen Ausblicken auf fremde Kontinente. Durch seine ausgedehnten Fahrten gelingt es dem Spielmann, in die Weite zu wirken und dadurch «zum kulturellen Zusammenwachsen Europas» entscheidend beizutragen (S. 116). Seine Musik und seine Vortragsweise sind durch «Einfachheit sowohl als auch grösstmögliche Buntheit» geprägt (S. 133).

Das für die Musikgeschichte wie für die Musiksoziologie des Mittelalters ebenso wichtige Buch Salmens wird dank dieser einwandfreien, äußerlich gut präsentierenden Überarbeitung auch in Zukunft massgebend und wegweisend bleiben.

Hans Peter Schanzlin

VOLKSLIEDFORSCHUNG HEUTE. Beiträge des Kolloquiums vom 21./22. November 1981 in Basel zur Feier des 75jährigen Bestehens des schweizerischen Volksliedarchivs. Hg. v. d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel: Krebs 1983. 99 S., 2 Tab., 2 Notenbeisp. (Beiträge zur Volkskunde, 6).

Christine Burckhardt-Seebass, Initiantin des festlichen Anlasses und Redaktorin des vorliegenden Bandes, orientiert einleitend über die «Aktion Volksliedarchiv», die 1906 von Männern wie Alfred Leonz Gassmann, John Meier, Otto von Geyerz, Karl Nef und Eduard Hoffmann-Krayer ausgegangen war. Sie freut sich über die spontane Bereitschaft der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft, an diesem interdisziplinären Gespräch mitzuwirken und die Tagung durch Begrüssungsworte ihrer Vorstandsmitglieder Brigitte Bachmann-Geiser und Präsident Ernst Lichtenhahn zu eröffnen.

«75 Jahre deutschsprachige Volksliedforschung – vom Text zum Kontext» lautet der Titel des gewichtigen Beitrags von *Rolf Wilhelm Brednich*, in dem er die Einzeldisziplin «im Zusammenhang mit der Gesamtgeschichte des Faches Volkskunde und seiner verschiedenen geistesgeschichtlich bedingten Ausprägungen» charakterisiert. So hebt er u.a. die Bedeutung John Meiers und Walter Wioras hervor, erwähnt die «Beschäftigung mit den Traditionen des Grenz- und Auslanddeutschums» sowie die von Julius Schwietering und später von Wolfgang Steinitz ausgehenden Impulse, um schlüssig auf die Rolle des gedruckten Liedes und die moderne Singforschung zu sprechen zu kommen. *Max Peter Baumann* («Ethnologische Feldforschung in der Schweiz») postuliert die Schaffung eines Schallarchivs und ruft vor allem nach der Gewinnung von Daten. Als «verdienstvollen Sammler» und Begründer der Feldforschungsarbeiten in der Schweiz bezeichnet er Arnold Geering, den langjährigen Leiter des Volksliedarchivs. Ähnlich wie Brednich hält auch *Wolfgang Suppan* in seinem Referat «Von der Volksmusikforschung zur ethnologischen und anthropologischen Musikforschung» zunächst Rückschau. Der heutigen Situation Rechnung tragend, weitet er den Begriff «Volksliedforschung» zu «Popularliedforschung» aus und empfiehlt als Aufgabe für die Zukunft eine vermehrt «am Menschen orientierte, eben anthropologische Musikforschung». Über «Neue Felder der Singforschung» («Medienverbundenes Singen junger Leute», «Das neue religiöse Jugendlied», «Das Brauchtumslied zwischen Tradition und Innovation», «Das Singen im Sportstadion») spricht *Wilhelm Schepping*. Seine Untersuchungen erfordern «Totalitätsbezogenheit und Realitätsoffenheit» und haben ihn über die Liedforschung hinaus zur «Singforschung» geführt. *Peter Schleuning* («Gedanken und Erfahrungen zur Situationsabhängigkeit politischer Volksmusik») beschäftigt sich mit der polizeilichen Räumung des Baugeländes bei Gorleben (1980); die Reaktionen der Besetzer sind auf Tonband festgehalten. Dieses Dokument, aus dem man das «Lied der Wenden» und «Die Wacht am Rhein» heraushört, wird von Schleuning kommentiert.

Der Band endet mit einem von *Ernst Lichtenhahn* (Gesprächsleiter) verfassten Bericht unter dem Titel «Volksliedforschung – für wen und wozu?», welcher das die Tagung abschliessende Rundgespräch der genannten Referenten mit Fachvertretern «aus Praxis und Pflege» (Gerlinde Haid, Urs Hostettler, Edwin Villiger) zusammen-

fasst. Viele Fragen bleiben offen, da eben «das Selbstverständnis der Volksliedforschung heute selber zum Problem geworden ist». Die Ausweitung der Disziplin aber und das Bestreben, «jede dogmatische Enge zu vermeiden», dürfen als positive Errungenschaften bewertet werden.

Hans Peter Schanzlin

PAUL ZINSLI: Südwalser Namengut. Die deutschen Orts- und Flurnamen der ennetbürigen Walsersiedlungen in Bosco-Gurin und im Piemont; Bern: Stämpfli 1984. 670 S., Tab., 9 Karten.

Altmeister Paul Zinsli verwebt im «Südwalser Namengut» auf fast 700 Seiten Ortsnamenkunde und Walserforschung zu einem neuen Grundlagenwerk, in dem Fachleute ebenso wie interessierte Laien ins Bild gesetzt werden über Wesen und Problematik der Orts- und Flurnamenwelt jener Walser, die im Hochmittelalter aus dem oberen Rhonetal über die Bergpässe an den Südhang des Alpenkamms gezogen sind. Vor uns liegt ein toponomastisches Opus, das besticht durch seine gehaltvolle Einleitung, seinen durchdacht-gegliederten Aufbau und seine wissenschaftlich-saubere Präsentation des Namenmaterials.

Solch reichhaltige Dokumentation verlangt nach einem würdigenden Blick auf dessen Genese: Die Feldaufnahme-Arbeit erstreckte sich über ein Vierteljahrhundert. Auf rund zwanzig Exkursionen begaben sich der Autor zusammen mit zahlreichen Helfern – meist in ihrer Freizeit, nota bene! – in die zum Teil schwer zugänglichen, weitauseinanderliegenden Siedlungen, um bei den wenigen noch deutschredenden Gewährspersonen walserische Namen zu sammeln. Während ihrer Exploration mussten Zinsli und seine «Rettungsmannschaft» zur Kenntnis nehmen, dass der Verstummungsprozess der Walserlaute in vollem Gange war; Vordringen der italienischen Nationalsprache und Entvölkerung der Alteingesessenen mögen hier als begründende Stichworte für diesen sprachlichen Umschichtungs- bzw. Zerfallsprozess genügen.

In den Sog solch einer Entwicklung geriet unabwendbar auch der ererbte Namensbestand. Dass die sprachliche Interferenzwirkung zu Unsicherheit in der Namenlautung führen kann, zeigt ein Beispiel in Macugnaga, wo der Einheimische dieselbe Stelle in einem felsigen Hang einmal mit *Helsuhubal* (evtl. zu schwzd. *Helse(n)* für «Gewölbe, Decke eines Gemachs»), ein andermal aber mit *Felsuhubal* bezeichnet. Ferner zeigt Zinsli, wie Namen auch durch Landesvermessung oder das Beschriften von Karten zur Unkenntlichkeit entstellt werden können: Ein Alpgelände über Ornavasso, *Bach* genannt, hebt ein nichteinheimischer Geometer mit seiner Übersetzung *alpe Bacco* gleich auf den Götterolymp empor. Endgültig aber ist das Schicksal jener Namen besiegelt, die – wie beispielsweise *Ager* – in Stauseen versinken.

Zugang zum gehorteten Namenschatz findet der Benutzer bequem mit Hilfe des Registers. Im Materialteil sind die Namenbelege in einer normalisierten Schreibform gemeindeweise aufgelistet, alphabetisch geordnet und durchnumeriert. Weitere Rubriken liefern die entsprechende phonetische Transkription, die aktuelle fremdsprachliche Benennung sowie die Sachbezeichnung. Im ausführlichen Anmerkungsapparat werden die schwer zuweisbaren Toponyme vorsichtig diskutiert; ein nicht leichtes Unterfangen, denn die historischen Namenbelege reichen – mit Ausnahme – kaum in zeitliche Tiefen hinab, und oft lässt sich nicht mehr ausmachen, ob die einzelnen Lautungen ursprünglich aus deutschem oder romanischem Mund stammen. Umso mehr schätzt man deshalb Zinslis methodisch klares, vom Leser nachvollziehbares Verfahren, welches jeglicher verklärenden Spekulation den Riegel schiebt und überdies der zukünftigen Forschung Tür und Tor zu endgültigen Erhellungen öffnet. Im etymologischen Teil des gewichtigen Bandes beschränkt sich Zinsli vor allem auf die Deutung jener Namentypen, die im Untersuchungsgebiet mehrfach vorkommen.

Aufschönste veranschaulicht wird die ennetbürgische Namenstruktur mittels der neun Streuungskarten. Auf ihnen ersieht der namengeographisch interessierte Benutzer auf Anhieb, dass sämtliche wichtigen Siedlungsnamen jenseits des Monte Rosas vordeutscher Herkunft sind. Die Zuzüger aus dem Wallis übernahmen in der Folge denn auch von ihren nichtalemannischen Vorfahren zahlreiche romanische

oder sogar vorromanische Lehnwörter bzw. -namen und passten diese ihrer walserischen Zunge lautlich an (vgl. *Gütsch* m. «Kleine rundliche Erhebung, Felskopf», aus rom. *kukutjo*, spätlat. *cucutium* «Haube, Kapuze»). Weiter bestätigt das Bildmaterial unsere Vermutung, dass in jenem alpinen Gebiet frühe Namentypen (wie z.B. die «echten» *-i(n)gen*-Namen) aus der ersten altalemannischen Besiedlungszeit vollständig fehlen und dass dort – etwa im Gegensatz zum schweizerischen Mittelland – die Suche nach zeitlich klar abgrenzbaren alemannischen Namenschichten erfolglos bleiben muss.

Für die Volkskunde fruchtbar erweist sich schliesslich der Versuch, das von den walserischen Berglern in ihrer neuen Heimat selbst geschöpfte, deutschsprachige Namengut auf die ursprüngliche Sinngebung hin genauer zu untersuchen. Dabei offenbart sich nicht nur die scharfe Naturbeobachtungsgabe jener alpinen Namengeber, sondern auch ihre volkstümliche Denkweise (vgl. den Weidnamen *Häxubodä* in Gurin). Flurnamen wie *Färich*, *Dirrä Bodä* oder die zahlreichen *Brand*-Prägungen geben zudem Aufschluss über den Tätigkeitsbereich jener – ursprünglich wohl hirtenbäuerlichen – Kolonisten. Stellvertretend für das in Flurnamen gespiegelte Walser-Brauchtum seien die Stellenbezeichnungen *Toteghirmi* (Pomatt) oder *Töturasche* (Rimella) erwähnt, Orte, wo der Leichenzug jeweils eine Pause einschaltete, um ein Gebet zu verrichten.

So gelesen, erweist sich Zinslis «Südwalser Namengut» als kostbare Fundgrube; Je tiefer wir eindringen, desto deutlicher fügt sich das namenkundliche Detail zu einem kulturgeschichtsträchtigen Ganzen.

Erich Blatter

ZMAGA KUMER: Ljudska glasbila in godej na slovenskom. Ljubljana: Slovenska matica 1983. 221 S., Abb., Notenbeispiele. (Englisches summary).

Seit drei Jahrzehnten beschäftigt sich Zmaga Kumer erfolgreich mit der Volksmusik und den Volksmusikinstrumenten ihrer slowenischen Heimat. Die international anerkannte Forscherin betreut auch das Kapitel «Slowenien» im Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente», Hg. Erich Stockmann (Berlin) und Ernst Ensheim (Stockholm). Das hier anzuseigende Buch stellt die völlig überarbeitete und beträchtlich erweiterte Fassung eines 1972 in Maribor erschienenen ersten Überblicks über die slowenische Volksmusik dar. Es erlaubt einen faszinierenden Einblick in eine reiche Musik- und Musikinstrumententradition. Im ersten Teil (S. 7–11) gibt Zmaga Kumer ihre Quellen an: Musikinstrumentesammlungen, Chroniken, ikonische Materialien (mittelalterl. Fresken, die slowenischen Bienenstockbrettchen), die Fragebogen des GNI (Glasbeno narodnopsisni institut) u.a. Sie erläutert auch die Kriterien ihrer Arbeit, die sich nicht einfach als trockene Klassifizierung von Volksmusikinstrumenten versteht, sondern Musikanten und Instrumente in ihrem lebendigen sozialen Umfeld zeigen will. Die besondere geographische Lage Sloweniens im Schnittpunkt verschiedener Kulturen bedingt zudem immer wieder europäische Bezüge. Dann folgt im Kernstück der Arbeit (S. 12–127) die Vorstellung von 54 slowenischen Volksmusikinstrumenten (eingeteilt sind sie nach Sachs-Hornbostel in vier grosse Gruppen: Idiophone, Membranophone, Chordophone und Aerophone). Die Gruppe der Idiophone (samozvočila, S. 12–55) umfasst einfache Gelegenheitsinstrumente der Kinder wie Pfannendeckel, Rasseln aus Nusssschalen u.a., alle Arten von Klappern und Ratschen, Maultrommeln usw. Besonders interessant ist der *klopótec*, eine Windrassel, die in den Rebbergen Ostsloweniens als Vogelscheuche eingesetzt wird. Grosse Bedeutung kommt auch den Glocken zu. An Feiertagen läutete man sie vielerorts von Hand, d.h. man stand neben der Glocke und bewegte den Klöppel melodisch-rhythmischem. Zur Gruppe der Membranophone (glasbila z opno, S. 55–63) gehören Trommel, Rummelpott und Ansingtrommel. Trommeln spielten auch als Mittel für amtliche Verlautbarungen eine Rolle.

Unter Chordophone (strunska glasbila, S. 64–85) fallen Zither, Hackbrett, Zimbal, Geige, Bassgeige, Harfe u.a. Das Hackbrett war früher in Westslowenien sehr populär. Das bezeugen auch bildliche Darstellungen auf Fresken des 15. Jahrhunderts. Aus der slowenischen Volksmusik nicht wegzudenken ist die Geige (gosli), die aber nie

ein solistisches Instrument war. Am weitesten verbreitet sind in Slowenien die Aerophone (zrákovna glasbila, S. 86–126), d.h. Peitschen, Mund- und Handharmonikas, Holzkreisel, Panflöten, Querflöten, Tonflöten, Klarinetten, Hörner, Trompeten u.a. Die Mundharmonika war ein beliebtes Firmgeschenk und wird deshalb auch als *firmska* bezeichnet. Die Ziehharmonika ist eines der jüngsten Instrumente, hat sich aber in der slowenischen Volksmusik seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen festen Platz erobert. Sie ist ein typisches Männerinstrument.

Der äusserst aufschlussreiche letzte Teil des Buches (S. 133–152) befasst sich mit der Figur des slowenischen Volksmusikanten. Slowenische Volksmusik ist eigentlich Gemeinschaftsmusik. Erst Ende des 19. Jahrhunderts traten vermehrt Einzelmusikanten auf. Die Zusammensetzung einer Gruppe ist nicht kanonisch. Im 18. Jahrhundert z.B. waren Trios mit Geige, Bassgeige und Hackbrett üblich. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verdrängte die Handharmonika viele andere Instrumente. Im 20. Jahrhundert kamen überall Blechmusiken auf.

Der slowenische Volksmusikant (godec) trat bei häuslichen und öffentlichen Gelegenheiten auf. Er war nicht geschult und spielte ohne Noten. Je mehr ein Spieler herumkam, desto angesehener war er. Oft musste er als Wandermusikant die Bewilligung der Behörden einholen. Einige Gruppen spielten auch im Ausland. Die Kompanija Bučanov ging z.B. regelmässig für zwei bis drei Monate in die Schweiz. Als die Schweizer aus Rücksicht auf eigene Musikanten die (teure!) Bewilligung nicht mehr erteilten, hörten diese Gastspiele auf. Berufsmusiker waren aber für Slowenien nicht typisch. Die meisten spielten nur zu gewissen Zeiten (Neujahr bis Fasnacht) oder bei bestimmten Gelegenheiten (Hochzeiten, Namenstage). Ein fest verwurzelter Brauch war das Neujahrssingen, das mancherorts noch bis zum zweiten Weltkrieg gepflegt wurde. Am anstrengendsten waren Hochzeiten. Der Musikant hatte alle Hände voll zu tun. Er musste die Hochzeitsgesellschaft abholen, während des Festes für Musik und Spässe sorgen und die Gäste schliesslich wieder nach Hause begleiten. Diese dreifache Funktion als Zeremonienmeister, Musikant und Possenreisser wurde aber auch gut bezahlt. Manch einer konnte sich vom Erlös eine Kuh kaufen.

Obwohl man die Kunst der Musikanten schätzte, hatten sie selber meist keinen hohen sozialen Stellenwert. Sie kamen vorwiegend aus den ärmeren Schichten, viele von ihnen waren Handwerker (Schneider, Schuster). Ihre musikalische Begabung vererbte sich häufig von Generation zu Generation. Es gab auch einige bekannte Musikerdörfer. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschwanden die traditionellen Spielgelegenheiten. Trotzdem lebte das Erbe in zahlreichen Ensembles fort.

Zmaga Kumers umfassende und fesselnde Vorstellung der slowenischen Volksmusikinstrumente ist durch zahlreiche Register erschlossen und mit Photos und Notenbeispielen illustriert. Im Anhang findet sich auch eine slowenische Übersetzung der Systematik von Sachs-Hornbostel. Die gute, aber gezwungenermassen knappe englische Zusammenfassung kann nicht verhindern, dass der gelungene Band wohl auf das slowenische Publikum beschränkt bleiben wird.

Pia Todorović